

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Weihbischof H. Tenhumberg
Grundlinien der Spiritualität
des Konzils

August Ziegler
Maria und das Apostolat
der Laien

M. Isabell Nei
Magnanimitas

Stimme des Papstes
Der religiöse Ertrag
des Konzils

1. Jahrgang Heft 2 April 1966

K 3412 F

Inhalt:

An unsere Leser 49

Welhbischof H. Tenhumberg

**Grundlinien der Spiritualität
des Konzils** 51

August Ziegler

**Maria und das Apostolat
der Laien** 57

M. Isabell Nei

Magnanimitas 65

J. K.

Das neue Gebot 75

Stimme des Papstes 82

Berichte 88

Buchbesprechungen 94

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn und M. Isabell Nei

Anschrift der Schriftleitung: 54 Koblenz-Metternich, Trierer Straße 388

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., Münster, Postfach 1064, Telefon 4 02 17

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 12,— zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 3,50

An unsere Leser

SIGNUM, die internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung, deren Eröffnungsnummer wir im Oktober des vergangenen Jahres vorlegen konnten, hat einen neuen Namen erhalten.

Wie Sie auf dem Umschlag dieser Nummer bereits feststellen konnten, wird sie fortan REGNUM heißen.

Wir haben diese Änderung vorgenommen, um die Verwechslung mit einer Zeitschrift, die demnächst in einem anderen westdeutschen Verlag unter dem Namen SIGNUM erscheinen soll, auszuschließen.

Der Titel SIGNUM war – das wissen wir aus den Stellungnahmen vieler Leser – mit Beifall aufgenommen und richtig verstanden worden.

Wir hoffen, ja wir sind überzeugt, daß der neue Name unserer Zeitschrift, wenn er zunächst auch ungewohnt ist, ebenso verstanden und angenommen wird.

REGNUM – „das Reich, die Königsherrschaft“ – ist der Heiligen Schrift entnommen und gehört zur Kernbotschaft des Neuen Testaments. Nach dem Markus-Evangelium begann Jesus seine öffentliche Tätigkeit in Galiläa mit der Verkündigung: „Die Zeit ist erfüllt und genaht hat sich das Reich Gottes“ (Mk. 1, 15; vgl. Mt. 4, 17). Es ist das Reich, das mit Jesus Christus in die Welt gekommen ist (vgl. Lk. 11, 20), dessen „Keim und Anfang“ auf Erden die Kirche darstellt (II. Vatik. Konzil, Dogmat. Konstitution über die Kirche I 7) und das dereinst seine Vollendung findet, wenn ER, der auf dem Throne sitzt, sprechen wird: „Siehe, ich mache alles neu“ (Apk. 21, 5). Es ist das Reich des geliebten Sohnes, in das der Vater uns hineinversetzt hat (Kol. 1, 13), um das wir beten sollen: „Zu uns komme Dein Reich“ (Mt. 6, 10) und von dem uns gesagt wird: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles andere wird euch dazugegeben werden“ (Mt. 6, 33).

REGNUM ist auch ein Schlüsselbegriff in der geistigen Welt und in der Geschichte Schönstatts. Alles, was die Schönstattfamilie getan hat und tut, stand und steht im Dienste des Reiches, der Königsherrschaft Gottes. So ist es ausgesprochen im letzten Satz der Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1914: „Wie sich auch alles gestaltet: Wir müssen das Kreuz aufpflanzen auf die neuen Verhältnisse.“ So war es in den schweren Jahren der Verfolgung durch das nationalsozialistische Regime, als zum Beispiel die Losung für das entscheidende Jahr 1941 hieß: „Alle meine Werke dem König und der Königin im Reiche der Wahrheit und der Liebe.“ So soll es, wie die gegenwärtige Jahreslosung „Kirche am neuen Ufer – wir bauen mit“ und die in der Bewegung lebendige Strömung der Hausheiligtümer erkennen läßt, auch in Zukunft bleiben.

REGNUM bedeutet schließlich in Schönstatt immer auch REGNUM MARIAE, Reich und königliche Herrschaft der Gottesmutter Maria. Schon die erste Gründergeneration hat am 18. Oktober 1914 mit der Mutter und Magd des Herrn ein Liebesbündnis geschlossen und sie gebeten, im Heiligtum von Schönstatt „in besonderer Weise ihren Thron aufzuschlagen, ihre Schätze auszuteilen und Wunder der Gnade zu wirken“ — mit anderen Worten: vom Heiligtum in Schönstatt aus die ihr eigene mütterliche und königliche Herrschaft auszuüben zur Auferbauung des Reiches ihres Sohnes. Diese Bitte ist seither in Schönstatt immer wieder erneuert worden, und die Schönstattfamilie muß dankbar bekennen, daß sie das königliche Wirken Mariens reich erfahren hat.

Auf Grund dieser Überlegungen haben wir die Überzeugung, mit REGNUM unserer Zeitschrift einen Namen gegeben zu haben, der ihr sehr gemäß ist und zugleich ausdrückt, was ihre Aufgabe sein soll: mit ihren Mitteln einen Beitrag zu leisten, daß sich das Reich Gottes in Schönstatt und durch Schönstatt verbreite und auch in unserer Welt seiner gottgewollten Verwirklichung näher gebracht werde.

Herausgeber, Verlag und Schriftleitung

Grundlinien der Spiritualität des Konzils

Von Weihbischof Heinrich Tenhumberg

Professor Theodor Schnitzler hat, wenn ich nicht irre, bei einer Tagung der Schönstatt-priester hier in der Marienau darauf hingewiesen, daß die Kirche vor großen Durststrecken ihrer Geschichte immer auch große Reformen, vor allem liturgische Reformen, durchgeführt habe. Ähnliches sei der Fall gewesen, wenn die Kirche große positive Aufgaben vor sich gesehen habe, und so sei es auch heute. So hätten wir also besonders die Konzilskonstitution über die hl. Liturgie entsprechend in die Kirchengeschichte einzuordnen und dürften nicht nur erwarten, daß die Kirche der Zukunft aus dem Geist der Liturgie lebt, sondern daß die Kirche einer großen, wenn auch vielleicht schweren Zeit entgegengeht.

Fassen wir das Konzil als Ganzes ins Auge! Mittelpunkt aller konziliaren Überlegungen und Entschlüsse ist die Kirche, und zwar: ihr Wesen – siehe die dogmatische Konstitution über die Kirche –, ihre Grundlegung durch die göttliche Offenbarung – siehe die Konstitution über die göttliche Offenbarung –, sodann ihre Einheit – siehe das Dekret über die katholischen Ostkirchen und das Dekret über den Ökumenismus –; dann ferner die Funktion ihrer Glieder: die Hirtenaufgabe der Bischöfe, Leben und Dienst ihrer Priester, die Ausbildung des Priesternachwuchses, das Apostolat der Laien, die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens; sodann das innerste Leben der Kirche, die heilige Liturgie, und schließlich die Kirche in ihrem Verhältnis zur heutigen Welt, ihre missionarische Tätigkeit, ihre erzieherische Aufgabe und ihr Umgang mit den modernen Kommunikationsmitteln (Presse, Rundfunk, Film und Fernsehen). Alles das ist nichts anderes als eine Darstellung und Entfaltung der Lehre von der Kirche unter jeweils verschiedenen Aspekten. Im Grunde genommen ist also die geistige Welt des Konzils verhältnismäßig einfach.

Wenn man vor diesem Hintergrund die Frage stellt: Wo sieht denn die Kirche des Konzils ihre Aufgaben, ihre Wege in die Zukunft? dann meine ich, vier Aufgaben namhaft machen zu können:

1. Die Einheit der Kirche. Die Kirche wird ihre Bemühungen fortsetzen, sowohl im Dialog mit den orientalischen als auch mit den reformatorischen Kirchen die volle Einheit der gespaltenen Christenheit zu suchen.

2. Schutz der menschlichen Freiheit und Personwürde. Die Kirche der Zukunft wird Schutzraum und Schutzmacht für Freiheit und Würde der Person sein. In dieser Hinsicht wird die Kirche die Auseinandersetzung mit dem Säkularismus, dem dialektischen und praktischen Materialismus und jeder Form von totalitärem Machtmißbrauch führen und bestehen müssen.
3. Die Überwindung der Gefahren von innen. Die Kirche wird sich erfahren als Schlachtfeld innerer Gefährdung, da die Versuchungen des Materialismus, des Atheismus und jeder Form von Naturalismus an der Kirche und ihren Gliedern nicht vorbeigehen.
4. Die missionarische Sendung. Die Kirche der Zukunft wird und muß missionarische Kirche sein. Sie wird neue Impulse entwickeln, um die Welt von heute und morgen durch die Verkündigung des Evangeliums mit dem Geiste Christi zu erfüllen.

Diese vier Aufgaben könnten wir im einzelnen näher darstellen und daran jeweils die Aufgabe Schönstatts aufzuzeigen versuchen, aber das dürfte Ihnen selbst nicht schwer fallen. Ich möchte statt dessen lieber versuchen, die Spiritualität – also nicht so sehr die Finalität – des Konzils ein wenig herauszuarbeiten und sie, wenn es geht, in einen Vergleich setzen mit der Spiritualität Schönstatts.

I.

Wer die Konzilsdokumente aufmerksam durchliest, stellt zunächst als einen ersten wesentlichen Grundgedanken fest, daß die Heilgeschichte weitgehend aufgefaßt ist als die Geschichte des Liebesbundes Gottes mit der Menschheit. Gott spricht durch seinen Sohn Jesus Christus – und vor Christus durch die Schöpfung, oder, wie im Auserwählten Volk, durch die Propheten – in die Menschheit hinein, ruft sie an und erwartet die Liebesantwort des einzelnen Menschen und der Menschheit insgesamt. Dementsprechend finden wir in einzelnen Konzilsdokumenten manches wieder, was wir in unserer Sprache nennen würden die „Theologie der menschlichen Zweitursachen in ihrem Verhältnis zu Gott“. Besonders in der dogmatischen Konstitution über die Kirche kehrt der Gedanke vom Menschen als Partner Gottes immer wieder. Dieser Gedanke ist auch ausdrücklich, wenigstens in den bisherigen Entwürfen, im „Schema 13“ über die Stellung der Kirche in der Welt von heute, ausgeführt. Da ist darum die Rede von der Würde des Menschen als der von Gott angerufenen, in die Ver-Antwortung, zum Antwortgeben, zur Mitarbeit an der Welt berufenen Person. Damit ist der Kirche die Aufgabe gestellt, diesen von Gott geschaffenen, zur Verantwortung berufenen Menschen auch zur Freiheit, zur Liebesantwort der Freiheit zu erziehen.

Ein biblischer Gedanke, der ebenfalls in fast allen Konzilsdokumenten wiederkehrt, gehört in diesen Zusammenhang hinein: wir würden ihn nennen „das Weltgrundgesetz der Liebe“. Gott ist bezeugt als der Gott der Liebe, der sich in Christus Jesus durch den Hl. Geist offenbart. So ist es auch kein Wunder, daß viele Konzilsväter mit großem Nachdruck immer wieder darauf drängten, es solle öfter und eindringlicher in besonderer

theologischer Darlegung vom Hl. Geist die Rede sein. Der Geist Gottes aber ist die Liebe. In diesen Zusammenhang gehört auch die Lehre vom familienhaften Charakter des Reiches Gottes und der Kirche, bis hin zu der Anwendung, daß auch die einzelnen Gemeinschaften innerhalb der Kirche diesen familienhaften Charakter der ganzen Kirche widerspiegeln müssen. So ist mehrmals vom familienhaften Charakter des Autoritätsverhältnisses zwischen Bischof und Priester, Priestern und Laien, Ordensoberen und -mitgliedern die Rede.

Einen weiteren Gedanken möchte ich hier anfügen. Er gehört zur theologischen Aussage über das Verhältnis zwischen Gott und Mensch als einem Liebesbund und betrifft die Aussage des Konzils über Maria, die in Christus mit der ganzen Menschheit und für die ganze Menschheit vor Gott steht. Die Hereinnahme des Kapitels über die Gottesmutter in die dogmatische Konstitution über die Kirche will auch als Erklärung der Kirche verstanden werden, daß sie selber diese Sendung Mariens als ihre eigene auffaßt und entfaltet. Ein Konzilsvater bemerkte einmal zwischen den Sitzungen: Die Kirche habe in ihrer Selbstdarstellung auf dem Konzil besonders ihren marianischen Grundcharakter dargestellt. Sie habe z. B. erklärt, daß sie nicht herrschen, sondern dienen wolle. Sie wolle keinen Triumphalismus, sondern in Bescheidenheit unscheinbar ihren magdlichen Dienst tun. Sie wolle der Welt mütterlich gegenüberreten und nicht einen Herrschaftsanspruch anmelden. Sie habe damit die Grundzüge des Marienbildes als gottgeschenkte Grundzüge ihres eigenen Wesens erkannt und dargestellt und antworte Gott mit Maria im Namen der Welt: „Mir geschehe nach deinem Worte!“

II.

Aus der Spiritualität des Konzils sei sodann eine zweite Linie hervorgehoben: die neue Vision der Geschichte als Heilsgeschichte. Das Konzil hat das Verhältnis von Gott, Kirche und Welt im Lichte der Offenbarung neu zu durchdenken gesucht, und zwar in einer Gedankenführung, die uns sehr geläufig vorkommen wird.

1. In verschiedenen Konzilsdokumenten treffen wir auf die Lehre von den Zeichen der Zeit und der Notwendigkeit ihrer rechten Erkenntnis und Deutung. Ausführlich haben die Konzilsväter über die Frage nach den Zeichen der Zeit debattiert beim Schema über die Stellung der Kirche in der Welt von heute. Wir selbst wissen, daß das für uns und weite Kreise der Kirche nichts anders bedeutet, als die Frage nach der Realisierung des schlichten, praktischen, biblisch orientierten Vorsehungsglaubens oder die Befolgung des „Gesetzes der geöffneten Tür“.
2. Das Konzil hat sich um eine tiefere Durchdringung der Theologie der Geschichte bemüht. Es hat versucht, das Miteinander und Ineinander von göttlichen und menschlichem Wirken und die Gefährdung dieses Ineinanders und Miteinanders durch die Sünde neu in den Blick zu bekommen und darzustellen. Um diesen Punkt gab es an verschiedenen Stellen der einzelnen konziliaren Diskussionen große Auseinandersetzungen, besonders bei der Frage, wie die Kirche in der Welt von heute und morgen

ihren Dienst erfüllen soll. Da trat u. a. ganz stark der eschatologische Grundzug der Heilsgeschichte in Erscheinung: die Geschichte zielt auf die Vermählung Gottes mit der Menschheit in Jesus Christus und seiner Kirche hin, diese Vermählung geschieht immer schon hier in der Zeit, vorweggenommen in der Kirche; dieses Ziel ist aber in steter Gefahr durch die gottesfeindlichen Mächte; der Mensch kann diese Gefahr nur bestehen, wenn er sich eng an Christus und die Kirche anschließt. Wir fühlen uns dadurch erinnert an jene Tagungen, die wir hier in Schönstatt in der nationalsozialistischen Zeit erlebten: „Der apokalyptische Mensch in apokalyptischer Zeit“, ferner „Die Werkzeugsfrömmigkeit“ mit den Darlegungen über den Parusiecharakter dieser Werkzeugsfrömmigkeit.

3. Die Kirche wurde aufmerksam auf die Bedeutung der Charismen in der Kirche. Will sie die Zeichen der Zeit richtig deuten, dann muß sie auf jene Prophetenstimmen hören, die Gott ihr schenkt. Diese prophetischen Stimmen können mit den kirchlichen Ämtern verbunden sein, wie wir es in den letzten eineinhalb Jahrhunderten besonders bei den Stimmen der Päpste erfuhren. Sie können aber auch außerhalb der Hierarchie im engeren Sinne, bei Priestern oder Laien, gegeben sein. Allerdings muß klar festgehalten werden, daß es der Kirche, d. h. ihrer Leitung allein zusteht, über diese Charismen und ihre Echtheit ein Urteil zu fällen.
4. Schließlich noch ein Gedanke, der das Konzil in diesem Zusammenhang immer wieder bewegt hat: die Erkenntnis, daß Religion und Leben, Sonntag und Alltag, Glaube und tätiges Handeln, Kirche und Welt heute auf eine neue Weise miteinander verbunden werden müssen. Die Versuche der letzten Jahrhunderte in dieser Richtung mögen alle gültig bleiben; aber die Struktur der Welt von heute verlangt eine neue Durchdringung, für die bisher der exemplarische Musterfall offensichtlich noch nicht verwirklicht ist. Die Forderung wurde immer wieder laut, die Antwort hat in einer überzeugenden Einfachheit bis heute niemand geben können. Wir würden sagen: es handelt sich um den Ruf nach dem „Werktagsheiligen“, nach dem ganz von Christus und in Christus geprägten Menschen des Alltags, der, in der recht verstandenen Autonomie seines Auftrages in der Welt stehend, in steter Verbindung mit der Kirche und ihren Heilsgütern, die Welt von heute mit dem Leben Christi erfüllt und dadurch die Parusie Christi vorbereitet. In diesem Zusammenhang sehen wir die Bedeutung der Säkularinstitute, die ja den speziellen Auftrag haben, im Geiste der evangelischen Räte, d. h. der Loslösung von jeder falschen Ich- und Dinggebundenheit in der totalen Preisgabe an Gott, diesen exemplarischen Musterfall zu schaffen. Und wer sollte dazu in schlichter Dienstgesinnung mehr bereit sein, als unsere Schönstätter Säkularinstitute!

III.

Das Dritte schließlich, was ich als Grundlinie in der Spiritualität des Konzils bezeichnen möchte, ist die neue Betonung des apostolischen, missionarischen Grundzuges in der Kirche. Unter diesem Aspekt haben sich Papst und Bischöfe von neuem in ihre gemein-

same apostolische Sendung vertieft. Vordergründig mag es vielleicht so ausgesehen haben, als ob zwischen Papst und Bischöfen eine Art Kompetenzstreit im Gange wäre, als ginge es um eine Demokratisierung der Kirche. Das ist eine sehr vordergründige Sicht und eine Verkennung des wahren Sachverhalts. In Wirklichkeit handelte es sich um eine von beiden Seiten kommende, von beiden Seiten bejahte Vertiefung des Bewußtseins der gemeinsamen apostolischen Sendung: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker!„ Die dramatischen Situationen, die sich zeigten, waren also von diesem gemeinsamen Sendungsbewußtsein, nicht aber vom Ringen um die Macht getragen. In diesem Zusammenhang hat das Konzil den Gedanken der Mission und des Laienapostolates in allen Dokumenten des Konzils verankert.

Man könnte nun darangehen und all das, was wir am Konzil aufgezeigt haben, in der Welt Schönstatts nachzuweisen versuchen. Ich möchte mich hier jedoch auf einen ganz kurzen Hinweis beschränken.

Es ist klar, daß wir die Lehre vom Liebesbund zwischen Gott und Mensch in der Kirche nicht nur freudig anerkennen als einen besonders wichtigen Grundzug für die Kirche von heute, sondern daß sie uns auch wie eine Bestätigung und Erfüllung der schönstättischen Spiritualität vom Liebesbündnis der Gottesmutter mit der Schönstattfamilie vorkommt. Unser Bemühen, das Liebesbündnis des 18. Oktober 1914 mit all seinen Entfaltungen zu erfüllen, greift in Zukunft also diesen großen Grundzug in der Spiritualität des Konzils auf und wird uns befähigen, der Kirche besser zu dienen.

Wo es um die Frage einer neuen Spiritualität in den Beziehungen zwischen Gott und Welt, um die Sinnerfüllung der Geschichte als Heilsgeschichte geht, wird es uns nicht schwer, darin das zu erkennen, was wir bisher die „Botschaft vom Vorsehungsglauben“ und „Lehre von der Werktagsheiligkeit“ genannt haben.

Der apostolisch-missionarische Grundzug endlich ist im kleineren Rahmen unserer Schönstattwelt nichts anderes als „die Botschaft vom Sendungsglauben“.

Dem zugeordnet sind jeweils die Strukturen unserer Frömmigkeit: die „Bündnisfrömmigkeit“ im Hinblick auf das Liebesbündnis; die „Werktagsfrömmigkeit“ im Hinblick auf die Sinnerfüllung des christlichen Vorsehungsglaubens mit der Heiligung des Alltags, und schließlich die „Werkzeugsfrömmigkeit“ als die Erfüllung unserer marianischen Sendung von Schönstatt aus.

Wie weit ist das alles für uns Anruf und Aufgabe? Vielleicht darf ich folgendes sagen: Es müßte zunächst in uns allen aufrichtiger Dank für die Gnadenführung des Hl. Geistes in der Kirche sichtbar und spürbar werden. Ich habe nie geglaubt, daß man als Bischof einmal das Wirken des Hl. Geistes spüren dürfte, wie es im Verlauf des Konzils geschah. Ferner: Wenn das Konzil die große Tat des Weltepiskopats mit dem Papst für die Kirche ist, dann müssen wir es als ein überaus großes Zeichen der göttlichen Barmherzigkeit ansehen, daß wir genau in diesen Jahren des Konzils die Erfüllung so großer Anliegen und Wünsche Schönstatts erfahren haben. Es muß darum in uns der Wille, alles für

Schönstatt einzusetzen, in dem Sinne noch stärker werden, daß Schönstatt alles, und sein Letztes und Bestes hergibt für die Kirche, für Papst und Bischöfe. Endlich: Wenn wir die vorgetragenen Gedanken auf uns wirken lassen, wird uns deutlich, wie wir durch die Erkenntnis des Konzils auch die Anliegen Schönstatts tiefer verstehen und durch ein tieferes Eindringen in die Welt Schönstatts auch das Konzil und die Kirche tiefer erfassen können. Darin geht uns in einer beglückenden Weise auf, wie die Gnadenführung Gottes durch den Hl. Geist in der Kirche insgesamt am Wirken ist, aber auch in diesem kleinen, demütigen Glied der Kirche, in Schönstatt.

Maria und das Apostolat der Laien

Von August Ziegler

„Erstaunlich in unserer Zeit ist eben dieses: Während in den vorausgehenden Zeiten die Hierarchie sowohl die Verantwortung wie auch die Ausübung jedes Dienstes zur Heiligung und zur Verkündigung der Frohbotschaft vollständig an sich gezogen hatte, und während der Laie — ich wiederhole es — ein guter Gläubiger und ein guter Zuhörer blieb, ist mit der modernen Kultur der Laie nun aufgewacht zu einer eigenen Berufung. Er sagt: ‚Auch ich muß etwas tun. Ich darf nicht nur passives und unempfindliches Werkzeug sein.‘

„Erstaunlich ist, daß die Hierarchie selber heute den Laien zur Mitarbeit aufruft. Die Hierarchie ist nicht mehr exklusiv. Sie war vielleicht nie eifersüchtig. Jedenfalls ist es heute die Hierarchie, die einlädt, ruft und spricht: ‚Komm mit mir. Bemühen wir uns um Zusammenarbeit. Bringen wir unsere Ideale und Programme in Einklang, und dann werden wir die einzelnen Aufgaben verteilen.‘ “

Kein geringerer als Papst Paul VI. hat diese Worte gesprochen, anlässlich seines Besuches in der Kathedrale von Frascati am 1. Sept. 1963¹. Der Papst hat damit auf ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit hingewiesen, das eine tiefgreifende Wende im Leben der Kirche darstellt. Die kommenden Jahrhunderte der Kirche werden, wie Don Bosco vorausgesagt hat, durch „die Wunder des Apostolats“ gekennzeichnet sein, welche die Laien vollbringen werden. Wurden die Geschicke der Kirche in den vergangenen Jahrhunderten fast nur von den Klerikern bestimmt, werden in Zukunft die Laien in entscheidender Weise die Entwicklung und das Schicksal der Kirche mitbestimmen.

Das II. Vatikanische Konzil hat in seiner dogmatischen Konstitution über die Kirche ein eigenes Kapitel über die Stellung der Laien eingefügt. Darin wird sowohl das Recht wie die Pflicht der Laien zur aktiven Mitarbeit am Aufbau der Kirche dargelegt. „Die im Volk Gottes versammelten und dem einen Leibe Christi unter dem einen Haupt eingefügten Laien, wer auch immer sie sein mögen, sind berufen, als lebendige Glieder alle ihre Kräfte, die sie durch das Geschenk des Schöpfers und die Gnade der Erlösung empfangen haben, zum Wachstum und zur ständigen Heiligung der Kirche beizutragen.“

¹ Acta Societatis Apostolatus Catholici, Bd. 5, Nr. 7, Rom 1963, S. 370-78.

„So obliegt allen Laien die heilige Last, dafür zu wirken, daß der göttliche Heilsratschluß mehr und mehr alle Menschen aller Zeiten und überall auf der Erde erreiche. Es soll daher auch ihnen in jeder Hinsicht der Weg offen stehen, nach ihren Kräften und entsprechend den Zeitbedürfnissen am Heilswirken der Kirche voll Eifer teilzunehmen“².

Maria und die Laien

Die neue Schau der Stellung und der Aufgabe der Laien in der Kirche zeigt auch die Gestalt Mariens in neuen Perspektiven. Auch Maria gehört, wie die Laien, nicht zum amtlichen Priestertum. Sie hat in ihrem Leben nie eine priesterliche Funktion ausgeübt. Der Herr hat ihr nicht, wie den Aposteln, den Auftrag gegeben, seine Frohbotschaft zu verkünden und seine Kirche aufzubauen. Trotzdem wird sie als die „Königin der Apostel“ bezeichnet und verehrt, und alle Theologen sind sich darüber einig, daß niemand, außer Christus, so viel für die Kirche und das Heil der ganzen Welt getan hat wie Maria.

In einer Zeit, in der neu erforscht und erwogen wird, wie die Laien am Aufbau der Kirche und an der Erlösung der ganzen Welt teilnehmen können, gewinnt die Art und Weise, wie Maria das getan hat, ganz neues Interesse und neue Bedeutung. In ihrer Person hat das Apostolat der Laien die höchste Form und Vollendung erreicht. Wollen wir wissen, worin das Apostolat der Laien zutiefst besteht, welches seine Voraussetzungen, seine Formen, seine Früchte sind, brauchen wir nur auf Maria zu blicken. In ihr hat Gott uns eine sehr konkrete und anschauliche Antwort auf diese Fragen gegeben. Wer sich an ihr orientiert, findet eine klare und sichere Antwort auf alle Fragen, die mit dem Apostolat der Laien verbunden sind. Die Orientierung am apostolischen Leben und Wirken Marias scheint heute besonders geboten, weil die Auskündigung und Forderung des allgemeinen Apostolates zwei große Mißverständnisse und Gefahren mit sich gebracht hat, die von tiefer blickenden Führern der Kirche — Priestern wie Laien — schon eindringlich signalisiert wurden.

Zwei Gefahren

Die eine Fehlauffassung und Gefahr liegt darin, daß man Recht und Pflicht der Laien zum Apostolat einseitig aus der gegenwärtigen Notlage der Kirche ableitet, als wäre der apostolische Einsatz der Laien nur deshalb gefordert, weil es heute viel zu wenig Priester gibt, und weil die Gottlosen auf der ganzen Welt mit großem Einsatz am Werke sind, um den Glauben und die Kirche auszulöschen aus der Menschheit. Diese äußeren Umstände der gegenwärtigen Lage geben dem Apostolat der Laien eine besondere Dringlichkeit, sie stellen aber nicht dessen innerste Begründung dar.

Es wäre gefährlich und könnte zu schlimmen Folgen führen, wollte man die Grundlagen des Apostolates der Laien nur in äußeren Umständen sehen. Dann könnte man den apostolischen Einsatz der Laien wieder als überflüssig und unangebracht erachten, wenn die

² Konstitution und Dekrete der 3. Session des II. Vatikan. Konzils. Verlag Herder, Freiburg i.Br. 1965, S. 67 und 69.

Lage sich eines Tages zum Besseren gewandelt hat. Zudem läge eine gewisse Entwürdigung der Laien darin, wollte man ihr apostolisches Wirken-dürfen davon abhängig machen, ob eine gewisse Notlage der Kirche vorliege oder nicht, und ob sie von den Vertretern der Hierarchie zur Mitarbeit am Aufbau der Kirche eingeladen werden oder nicht.

Die tiefste Grundlage

Das Recht und die Pflicht der Laien zum Apostolat kommt nicht von außen, sondern strömt aus dem innersten Wesen, aus der innersten Veranlagung und Berufung des Christen. Denn Christsein bedeutet zutiefst: Aufgenommen-sein in Christus, teilnehmen dürfen am Wesen, am Leben und am Wirken Christi. Christsein bedeutet nicht nur: mit Christus und wie Christus sich dem Vater hingeben, sondern auch mit Christus und wie Christus für das Heil der ganzen Welt besorgt sein.

Der apostolische Einsatz ist von allen Gliedern der Kirche gefordert, wenn sie ein wahres Abbild Christi und mit ihm ein Abbild Gottes sein wollen. In Christus hat sich die große Sorge des himmlischen Vaters um die Welt geoffenbart. Christus hat uns Gott als den um die Welt besorgten, als den die Welt rettenden geoffenbart. Um Abbilder Gottes zu sein, müssen wir um die Welt besorgte und die Welt rettende Menschen sein. Hier, in der Berufung zum Abbild Gottes, liegt die tiefste Berechtigung und Verpflichtung zum Apostolat für jeden Christen, ja für jeden Menschen.

In einem kürzlich erschienenen Buch mit dem Titel „Imago-Dei-Begriff und christliche Apostolatsverpflichtung“ hat Helga Niederhuber nachgewiesen, „daß das Apostolat seine Tatsache und Verpflichtung vom theologischen Begriff der Gottebenbildlichkeit herleitet“³. „Apostolat ist gottebenbildlicher Seinsvollzug einer gottebenbildlichen Existenz“. Schon Vinzenz Pallotti, der Bahnbrecher des Apostolats der Laien, hatte in der Gottebenbildlichkeit des Menschen die tiefste Grundlage für die allgemeine Berufung und Verpflichtung zum Apostolat gesehen. P. Ansgar Faller hat dies in einer Studie über „Die Idee Vinzenz Pallottis über die Gesellschaft vom Katholischen Apostolat“ herausgestellt: „Pallotti predigt nicht nur die Apostolatspflicht, sondern er zeigt zuerst und vor jeder Forderung die aus dem christlichen *Sein* von selbst erwachsene Berufung zur Bruderschaft in Christus. Er weist hin auf den Menschen, sofern er in seinem natürlichen und übernatürlichen Sein Ebenbild der Liebe Gottes ist“⁴.

Schon als natürliches Abbild Gottes hat der Mensch das Recht und die Pflicht, an der Sorge Gottes um die Welt teilzunehmen. Noch größer und tiefer ist diese Berufung und Verpflichtung, wenn der Mensch durch die Taufe ein übernatürliches Abbild Gottes geworden ist. Als Kind des himmlischen Vaters, als Bruder Christi, als Werkzeug des Hl. Geistes ist er in höherer Weise zur Mitverantwortung und Mitsorge für das Heil der Welt berufen. Je reicher ein Mensch an der Gnade Christi Anteil erhält, je tiefer er hinein-

³ Helga Niederhuber: *Imago-Dei-Begriff und christliche Apostolatsverpflichtung*. Oö. Landesverlag Linz 1964, S. 99.

⁴ Rundbrief für die süddeutsche Provinz der Pallottiner, herausgegeben vom Provinzialat der Pallottiner, Friedberg bei Augsburg. Als Manuskript gedruckt. Bd. 7, Nr. 2, S. 59.

gezogen wird in die Verbundenheit mit dem Vater, dem Sohn und dem Hl. Geist, desto umfassender werden Berufung und Verpflichtung zum Apostolat.

Der Vorrang Marias

Von hieraus ergibt sich, warum und wie Maria im höchsten Maß zum Apostolat berufen wurde. Weil sie das höchste und reinste Abbild Gottes in menschlicher Person ist, weil sie am innigsten mit Christus, mit dem Vater und mit dem Hl. Geist verbunden war, durfte und sollte sie auch auf höchste Weise am Heilswirken ihres Sohnes und der ganzen heiligsten Dreifaltigkeit teilnehmen.

René Laurentin hat in seinem „Kurzen Traktat der marianischen Theologie“ auf diesen Zusammenhang hingewiesen: ein Mensch darf und kann umso mehr mithelfen, die Gnade Christi weiterzuleiten, je mehr er selber zuerst von dieser Gnade ergriffen und erlöst und geheiligt wurde. „Die Menschen nehmen an der Erlösungstat aktiv teil in dem Maß, in dem sie vorher von Christus erlöst wurden. Die Höchste der Erlösten ist auch die höchste Teilhaberin an der Erlösungstat. Sie ist erlöst worden in einer einzigartigen Weise, die zugleich präventiv und allumfassend war. Also wirkt sie auch bei der Erlösung in einer einzigartigen Form mit, vor allen anderen und an ihrer Quelle selbst“⁵. Dieses Grundgesetz ist von größter Bedeutung für alles apostolische Wirken. Wer immer etwas tun will für die christliche Neugestaltung der Welt, muß zuerst selber von Christus ergriffen und geformt sein. Und je inniger einer mit Christus verbunden ist, je ähnlicher er ihm geworden ist, desto mehr kann er wirken, desto mehr muß er sich einsetzen für das Reich Christi, für den Aufbau der Kirche.

Wie wichtig ist es, diese Zusammenhänge heute zu sehen, wo das Recht und die Pflicht aller zum Apostolat in solcher Weise betont und verkündet werden! Da ist es nötiger und dringlicher als je, auf die tiefste Grundlage dieser Berufung und Verpflichtung hinzuweisen. Man sieht diese zu oberflächlich, zu äußerlich, wenn man sie nur aus der gegenwärtigen Notlage der Kirche ableitet. Auch wenn diese Notlage nicht da wäre, bliebe jeder durch seine tiefste Seinsanlage als Ebenbild Gottes und Christi aufgerufen und verpflichtet zur Mitarbeit am Aufbau der Kirche und am Heil der Welt.

Der Blick auf Maria weist uns hin auf diesen inneren Zusammenhang zwischen Sein und Wirken des Christen und bewahrt uns vor der falschen Auffassung, das Apostolat nur als Antwort auf eine äußere Notlage zu sehen. Zum Apostolat berechtigt und verpflichtet ist jeder Christ aus der innersten Anlage als Ebenbild Gottes und Christi, und je reiner und vollkommener dieses Ebenbild, desto größer auch die Berufung und Verpflichtung zum Apostolat.

Die Form des Apostolates

Eine zweite Gefahr und Fehldeutung droht dem Apostolat der Laien daher, daß man es zu stark und zu einseitig in rein äußerer Tätigkeit verwirklicht sieht, z. B. in einem

⁵ René Laurentin: Kurzer Traktat der marianischen Theologie. Verlag Friedr. Pustet, Regensburg 1959, S. 172.

großangelegten Presse-Apostolat, im Aufbau und Betrieb kirchlicher Vereine, in verschiedenartigen apostolischen oder karitativen Unternehmungen wie Hausbesuchen, Durchführung von Kursen, Reisen, Wallfahrten, gesellschaftlichen Anlässen; Bau neuer Schulen, Gotteshäuser, Jugendheime und Spitäler. Alle diese apostolischen Unternehmen können notwendig oder doch sehr nützlich sein, um das religiöse Leben der Menschen zu erhalten und zu fördern. Aber sie stellen auf keinen Fall die ersten und wichtigsten „Unternehmen“ dar, um die Welt und die Menschen christlich zu formen. Auch hier hilft der Blick auf Maria zur rechten Schau der Dinge.

Das Ausstrahlen

Die erste und grundlegende Tat zum apostolischen Wirken besteht zunächst darin, sich selber der Gnade und Liebe Christi zu öffnen und sich ganz von ihr erfüllen und durchdringen zu lassen. Wie kann eine Lampe Licht in die Welt ausstrahlen, wenn sie nicht zuerst selber vom Licht erfüllt und durchstrahlt ist! Ein Licht, das brennt, strahlt von selber, einfach indem es da ist, notwendig Licht und Wärme aus. Es kann gar nicht anders, als die Welt um sich zu erhellen und zu erwärmen. So ist es mit dem Licht, mit der Liebe Christi. Wo sie in einem Menschen da sind und brennen, da strahlen sie von ihm aus, auch wenn er selten einmal davon redet und keine apostolischen „Aktionen“ unternimmt. Und je stärker dieses innere Feuer brennt, desto intensiver strahlt es nach außen, desto weiter dringt es in die Umwelt.

Diese erste und wichtigste apostolische Tat hat Maria auf höchste Weise geleistet. Sie hat zuerst sich selber ganz der Gnade Christi geöffnet, sich von ihr erfüllen und durchdringen lassen. Wie ein reines Glas hat sie das Licht Gottes durch sich hindurch strahlen lassen. Wer dies tut, wirkt von selber apostolisch, schon durch sein Dasein, durch sein Erfüllt- und Durchströmte sein von der Gnade und Liebe Christi.

Maria war die ganz von der Gnade und Liebe erfüllte und durchströmte, wie kein anderer Mensch auf Erden. Darum strahlte von ihr das stärkste Licht aus, das je von einem Menschen ausging in die Welt.

Die erste und wichtigste apostolische Tat, die ein Mensch vollbringen kann, besteht also nicht darin, nach außen etwas zu unternehmen, sondern zunächst nach innen zu gehen, sich Gott zu öffnen, sich von seiner Gnade und Liebe erfüllen und durchströmen lassen.

Beten und Opfern

Soll nun zu dieser Ausstrahlung der Gnade und Liebe Christi ein bestimmtes apostolisches Tun hinzukommen, gilt es wiederum die rechte Ordnung zu sehen. Auch hier kann jemand leicht einer zu äußerlichen, aktivistischen Schau des apostolischen Wirkens zum Opfer fallen.

Um einen Menschen zu bewegen, sich der Frohbotschaft des Evangeliums, der Gnade Gottes und der Liebe Christi zu öffnen, braucht es nicht an erster Stelle das menschliche Einreden und Einwirken auf ihn, sondern das innere Berührt- und Angezogenwerden

von der göttlichen Gnade. „Niemand kommt zu mir, wenn der Vater, der mich gesandt hat, ihn nicht zieht.“ Wenn dieses innere Gezogenwerden von der Gnade Gottes nicht da ist, hilft alles äußere Einreden nichts. Man kann durch „Propaganda“ einen Menschen bewegen, ein bestimmtes Waschpulver zu kaufen, eine bestimmte Zahnpasta zu gebrauchen, bestimmte Verkehrsregeln zu beachten, aber um einen Menschen zu bewegen, sich der Gnade zu öffnen und zu ergeben, braucht es mehr. Dafür braucht es Gnade, erleuchtende, ermunternde, helfende Gnade Gottes. Diese aber können wir einem Menschen nur in aller Demut von Gott erleben durch Gebet und Opfer. Wer das tut, der tut das Erste und Wichtigste, das zunächst erfordert ist, wenn man etwas erreichen möchte zur Heiligung der Menschen und zum Aufbau der Kirche.

Es ist auffallend und von tiefer Bedeutung, daß von Maria sehr wenige äußere Taten berichtet werden. Ihr größter Beitrag zur Welterlösung bestand in einem unauffälligen Leben des Gebetes und des Opfers.

Die Theologen betrachten drei Taten Marias als ihre größten Beiträge zur Erlösung der Welt: ihr Ja bei der Verkündigung in Nazareth, die Hinopferung ihres Sohnes auf Golgatha, ihr Mitbeten um den Hl. Geist im Abendmahlssaal. Alle drei Taten zeigen uns Maria als die Betende und Opfernde: ein Hinweis, daß vor Gott jene die größten apostolischen Taten vollbringen, die am meisten beten und mit der größten Liebe opfern und leiden für ihre Mitmenschen, für den Aufbau der Kirche und das Heil der Welt.

Das Beispiel Marias hat uns im Zeitalter des Laienapostolates sehr viel zu sagen. Es erinnert uns an das große Grundgesetz, daß alles äußere Wirken, soll es fruchtbar sein, mit einem tiefen religiösen Leben verbunden sein muß. Bevor man anfängt, einen Menschen von außen zu „bearbeiten“, muß man zunächst für ihn gebetet und geopfert haben, damit er von innen her von der Gnade Gottes berührt werde. Sonst wird alles äußere Einwirken letztlich umsonst sein. Man gleicht einem fleißigen Arbeiter, der im Acker Gottes mit großem Einsatz unter Mühen und Schweiß arbeitet, aber vergißt, beim Herrn des Ackers die himmlischen Saatkörner zu erbitten und zu holen, für deren Einsetzung und Gedeihen er schließlich alles getan hat.

Je intensiver einer nach außen wirkt, desto mehr bedarf er himmlischer Gnaden, desto mehr muß er ein Leben des Gebetes und Opfers führen. Sonst wird alles apostolische Wirken zu einem Leerlauf mit viel Getue und Geräusch, aber ohne wirkliche Ergebnisse für das Reich Gottes. Wo es um übernatürliche Dinge geht: um das Gnadenleben des Menschen, um Werden und Wachsen von Glaube, Hoffnung und Liebe, um den Aufbau der Kirche und das Heil der Welt, da ist nicht das Wirken der Menschen das Entscheidende, sondern das Wirken der Gnade Gottes.

Pflege der Innerlichkeit

Wenn man heute die Laien zu größerem apostolischen Einsatz ruft, muß man sie ebenso eindringlich und zuerst zu einem intensiven religiösen Leben aufrufen und hinführen, sonst führt man sie auf einen gefährlichen Pfad. Denn wer nur rastlos drauflos arbeitet

für die Heiligung der Menschen und den Aufbau der Kirche, ohne dafür auch sehr ernst zu beten und Opfer zu bringen, wird keine übernatürlichen Früchte wachsen sehen, und er läuft Gefahr, mit der Zeit selber zu verlieren, was Gott ihm an übernatürlichen Gaben geschenkt hat.

Der bekannte französische Theologe Daniélou hat in seinem Buch „Das Geheimnis vom Kommen des Herrn“ die Gesetze aufgezeigt, nach denen das Reich Gottes auf Erden entsteht. Er weist darauf hin, wie gerade jene Diener Gottes, die am meisten wirken für das Heil der Menschen und der ganzen Welt – die Engel und die Heiligen – ihr apostolisches Wirken mit größter Innerlichkeit verbinden. „So ist das Leben der großen Heiligen“, um ein Wort des hl. Bernhard zu wiederholen, „ein ewiges Ebben und Fluten; denn der Ruf der Seelen entreißt den Apostel der Betrachtung Gottes, und die Betrachtung wiederum führt ihn vom Apostolat zur Sammlung in der Einheit zurück. Auch in der Welt der Engel herrscht dieses Gesetz. Sie sind nach einem Wort der Väter die Liturgen, die Anbeter der Hl. Dreifaltigkeit. Zugleich aber sind sie auch die ‚Angeli‘: Boten, Mitteleiter der Gaben Gottes, dessen Ankündigungen sie ausführen. Glücklicher darin als wir, erfüllen sie ihre Mission, ohne während dessen aufzuhören, ‚das Antlitz des Vaters zu schauen‘. Damit halten sie dem Apostel ein Ideal vor Augen, nach dem er unablässig streben soll: das Ideal einer vollkommenen Einheit von Aktivität und Kontemplation“⁶.

„Somit sind die Engel die vollkommenen Vorbilder der Apostel, ihr Amt vollziehend ohne darüber die Betrachtung der Dreieinigkeit aus den Augen zu verlieren, ohne sich durch ihre Berührung mit der Welt zu beschmutzen, einzig und allein bestrebt, die Seelen für Christus zu gewinnen, sich dann sogleich zurückziehend, ohne etwas für sich zu behalten“⁷.

Maria als Vorbild der Apostel

Was Daniélou hier von den Engeln und Heiligen sagt, ist in höchster Weise von Maria, der Königin aller Engel und Heiligen – und aller Apostel, verwirklicht worden. Ihr Leben war in vollkommener Weise „ein ewiges Ebben und Fluten“, ein ständiges Hinströmen von Gott zu den Menschen und von den Menschen zu Gott, von der Zeit in die Ewigkeit und von der Ewigkeit in die Zeit. Sie war immerfort versunken in die Betrachtung und Anbetung und Lobpreisung des dreifaltigen Gottes und teilte zugleich an die Menschen die Liebe und Gnade und Gaben Gottes aus. Während sie um die Menschen besorgt war, hörte sie nicht auf, ‚das Antlitz des Vaters zu schauen‘. Sie ist ein vollkommenes Vorbild für alle Apostel, ja das vollkommenste Vorbild für alle, für die Priester-, wie für die Laienapostel. Es kann nur zum Segen sein, wenn apostolische Menschen und Gemeinschaften sich am Vorbild Mariens orientieren und in enger Verbundenheit mit ihr die apostolische Berufung erfüllen. Sie werden dadurch bewahrt, der „Häresie des Apostolates“ zum Opfer zu fallen, die darin besteht, eine rastlose

⁶ Jean Daniélou: Das Geheimnis vom Kommen des Herrn. Verlag Josef Knecht, Frankfurt 1951, S. 112.

⁷ Daniélou a. a. O., S. 98.

äußere Tätigkeit im Dienst der Kirche und der Menschen zu entfalten, ohne zugleich ein intensives religiöses Leben und Streben zu pflegen. Im Zeitalter des Laienapostolates ist dies wohl die gefährlichste Häresie, der Priester und Gläubige zum Opfer fallen können, denn sie macht alle apostolischen Anstrengungen wirkungslos. Allzuvielen sind ihr schon erlegen, zu ihrem eigenen Schaden und zum Schaden der ihnen Anvertrauten und der Kirche.

Der Gründer der Apostolischen Bewegung von Schönstatt war gut beraten, als er ihr als Wiegeschenk eine tiefe Verbundenheit mit der Gottesmutter mit auf den Weg gab, und für immer ein ernstes Streben nach Heiligkeit und die treueste Erfüllung der täglichen Pflichten als Beitrag zum Gnadenschatz der Kirche von ihr forderte, damit alles äußere Wirken von der Gnade Gottes begleitet und befruchtet sei.

Die Aufgabe der Schönstattbewegung besteht geradezu darin, der Kirche in den kommenden Jahrhunderten ein Heer von Laienaposteln heranzubilden, das nach dem Vorbild Mariens und mit ihrer Hilfe ein intensives apostolisches Wirken mit einem intensiven religiösen Leben verbindet.

Wer immer — ob Priester oder Laie — ein wahrer Apostel Christi und der Kirche sein will, wird die Lebensgesetze beachten müssen, die Gott uns in der Person und im Leben und Wirken Marias so konkret und anschaulich vor Augen gestellt hat.

MAGNANIMITAS

Zu einem Zentralbegriff der Schönstätter Spiritualität

Von M. Isabell Nei

I.

1. Unserer Zeit ist kaum eine Tugend so fremd wie die Magnanimitas. Die Vergessenheit, in die diese Tugend geraten ist, deutet sich schon darin an, daß der deutsche Sprachschatz den Übersetzern keinen festen Ausdruck anzubieten hat. Rolfes nennt in seiner Übertragung der Nikomachischen Ethik die Magnanimitas Seelengröße, Hochsinn, während er für *Magnificencia* Hochherzigkeit einsetzt¹. Ebenso übersetzt Zimmermann² die Magnanimitas mit Hochsinn, während Pieper³ von Hochgemutheit spricht.

Das Mittelalter besaß noch den feststehenden Begriff: hoher *mout*. In zahlreichen Dichtungen begegnet er und gehört zu den häufig wiederkehrenden Tugendkatalogen der Ritterdichtung. Bezeichnend (und auch wegweisend beim Aufsuchen der Ursachen für den Schwund des Begriffes hoher *mout*) mag es sein, daß Hartmann von Aue, der nachweislich klösterliche Bildung besaß, die Wendung hoher *mout* auffallend sorgfältig vermeidet. Ein einziges Mal ist er in seinen Werken erwähnt, aber da nur bei den Tugenden, die für das jenseitige Leben nichts nützen, bei den rein höfischen Vorzügen: Hartmann verneint – wenigstens im Bereich des rein Religiösen – den Wert des menschlichen Handelns weitgehend. In seinen Legenden ist die Allwirksamkeit Gottes überbetont und bis zur Alleinwirksamkeit gesteigert. Weil so für geschöpfliches Handeln kein Raum mehr bleibt, ist hoher *mout* gefürchtet und nur gesehen in seiner Gefahrenzone: Hoffart. Diese literarische Spur mag auf eine frühe, rein religiöse Ursache für den Wortschwund hinweisen.

Warum hat aber nicht eine andere Zeit den gesunkenen Schatz wieder gehoben? Die kulturschaffende Kraft der Magnanimitas, die die Größe mittelalterlicher Kultur in Verein mit der *Magnificencia* mitbedingte, die Dome und Burgen, Kreuzzug und Glanz des Rittertums mitschuf, hätte auch in anderen Zeiten das Ihre geleistet. Die tiefste

¹ *Aristoteles*, Nikomachische Ethik (Philosophische Bibliothek, Bd. 5) Leipzig 1933, S. 71 u. 74.

² Otto Zimmermann, Lehrbuch der Aszetik, Freiburg i. Br. 1929, S. 408.

³ Josef Pieper, Über die Hoffnung, München 1949, S. 28 u. 74.

Ursache für die Vergessenheit dieser Tugend in unserer Zeit mag das verzeichnete und verzerrte Menschenbild sein. Kraftloser Liberalismus, persönlichkeitsfeindlicher Kollektivismus, materialistische Diesseitsverklavung und sittlicher Minimalismus sind Züge im Antlitz der Zeit, die in ihrer vielgestaltigen Verzweigkeit nicht Raum geben für die straffen Linien gesteigerten Persönlichkeitsbestrebens. Und doch ist Magnanimitas ein wesentlicher Zug neuer notwendiger Menschengröße.

2. Magnanimitas – in wörtlicher Übersetzung „Großgeistigkeit“ – bezeichnet dem Namen nach einen Geist, der sich nach Großem ausstreckt⁴. Der wird hochgemut genannt, der seinen Geist danach ausstreckt, groß zu handeln. So bedeutet denn Hochgemutheit möglichst gut handeln, letzte Einsatzbereitschaft aller Kräfte, höchste Vollkommenheit. Hochgemutheit spannt alle Seelenkräfte auf das Hochziel sittlichen Handelns: Alles so gut wie möglich! Groß handeln kann der Mensch in zweifacher Weise: relativ groß, d. h. man handelt in kleinen und unscheinbaren Dingen höchst vollkommen, mit größter innerer Kraft, oder schlechthin und absolut groß, d. h. der Mensch wirkt in den größten Angelegenheiten auf die vollkommenste Weise. Und diese absolute Größe – der möglichst vollkommene Gebrauch der hervorragendsten Güter – kommt der Magnanimitas zu.

Es zeugt von einem tiefen Einblick in die Menschennatur, wenn Thomas von Aquin diese Tugend im sinnlichen Vermögen sein läßt. Wirkliche Tugend wird nämlich im Streben nach dem Großen nicht bestehen können, wenn nicht alle Vermögen des Menschen darauf ausgerichtet sind. Einzelne Akte sind vom rein Geistigen her möglich, nicht aber die dauernde Leichtigkeit, das Große zu erstreben. Das Aushalten erfordert die Integration aller Kräfte im Menschen: Aushalten wird nur der können, der das Sinnliche durch den Willen unter die Herrschaft des Verstandes gebracht hat. Der geistige Wille ist also von der Magnanimitas nicht ausgeschlossen, sondern hat durchaus sein Wirkfeld: die Unterwerfung des Sinnlichen unter den Verstand. Das Besondere ist dies: das sinnliche gesellt sich zu dem geistigen Vermögen. Es stellt sich dem Geist nicht mehr feindlich entgegen, sondern unterstützt ihn kraftvoll beim Streben nach dem Steilgut. Die geistige Kraft würde dieses Gut allein nicht erreichen, wenn sich das Sinnliche nicht als Bundesheifer einstellte, erst recht nicht, wenn es als Feind aufträte. So bedeutet Hochgemutheit Vollkraft aller menschlichen Fähigkeiten, sie setzt die ganze Kraft der Seele voraus, ist aber auch ihre Vollendung. Die Seele fühlt sich sicher und voller Hoffnung in der Ausübung großer und ehrenwerter Aufgaben, denn Hochgemutheit wurzelt zutiefst „in dem tapferen Vertrauen in die hohen Möglichkeiten, welche die menschliche Natur, ‚wunderbar begründet und wunderbar wieder hergestellt‘ (Missale Romanum), in sich schließt“⁵. Thomas sagt dasselbe, wenn er in seiner treffenden und schmucklosen Sprache schreibt: Hochgemutheit bewirkt, daß der Mensch sich würdig macht in hervorragende Weise entsprechend den Gaben, die er von Gott besitzt⁶. Sie bewirkt also, daß der Mensch sich

⁴ Vgl. *Thomas von Aquin*, *Summa theologica*, II-II, q 129, a 1.

⁵ *Pieper*, a. a. O., S. 29.

⁶ *Summa theologica*, II-II, q 129, a 3 ad 4.

selber groß sieht, sich selbst große Würde gibt, groß aber wegen der gottgeschenkten Vorzüge. Der Hochgemute greift nach Großem, ist wertoffen für alles Hohe. Er bleibt angesichts des Großen nicht in unbeteiligter Ruhe, kennt nicht stumpfe Gleichgültigkeit, die öde Ruhe des Trägen. Das alles wirkt er letztlich nicht aus sich, sondern aus gottgeschenkter Größe: in tiefer Wahrheitsschau und in dem Willen, das zu sein und immer mehr zu werden, was Gott in ihm grundgelegt. Bis zum letzten wertet er mit innerer Spannkraft und höchster Bereitschaft alles aus, was der Herrgott ihm gegeben: Er ist der treue Knecht, der sich selbst auszeichnet, wie Gott ihn auszeichnet. Verdoppelt und vervielfacht gibt er dem Herrn sein Talent zurück. Das ist wahre Größe, in der sich die Erhabenheit göttlichen, schenkenden Wohlwollens mit der Größe menschlichen Eigentums trifft. Wie kaum in einer anderen Tugend offenbart sich in der Hochgemutheit das harmonische Zusammenspiel menschlichen Werkens und göttlichen Waltens, das Geheimnis wahrer Menschengröße, das Geheimnis der Heiligen.

Die Wertoffenheit für das Große, das Gott geschenkt, und der Wille, sich vor Gott auszuzeichnen, so wie er es haben will, setzen eine große Gottesliebe voraus. Dem Ichbefangenen wird es nicht möglich sein, zu solchen Höhen wahrer Größe zu steigen. Gottesliebe, die unbedingte Hingabe an das Letztziel, macht den Menschen wesentlich, läßt ihn die Dinge sehen „mit den Augen Gottes“, beseitigt Hemmnisse, die die Natur in den Weg legen möchte, und wird so zur Wurzel, zur Triebkraft des hochgemuten Strebens.

II.

1. Schönstatt hat sich von Anfang an als Bewegung verstanden, die den modernen anthropologischen Häresien entgegengerichtet ist, dazu gerufen, vom Ideal eines integren Menschenbildes her das Leben zu erneuern. Alles, was in Schönstatt erarbeitet wurde im Bereich der Persönlichkeitsbildung und in der Gestaltung der verschiedenen Gemeinschaftsformen, geschah im Hinblick auf das große Ziel der Schaffung „des neuen Menschen in einer neuen Gemeinschaft“. Der „neue Mensch“ wird gesehen als geprägte, eigenständige Persönlichkeit, in der alle gottgeschenkten Anlagen der Natur und der Gnade in organischer Weise zu voller Entfaltung und Ausreifung gekommen sind. Diese Ausreifung ist Frucht göttlichen Gnadenwirkens und menschliche Formungsarbeit. Der neue Mensch ist von Gott erfüllt, vom Geiste Christi ergriffen, vom Sittlichen durchformt. Er ringt um die Integrierung aller Kräfte seines Wesens in der existenziellen Verwirklichung der Bindung an Gott und die Menschen.

Bei der Formung der Einzelpersönlichkeit und der Gemeinschaft, geht es um die Verwirklichung der im Sein grundgelegten Hierarchie, des Ordo. Alles Tun und Streben des Menschen muß darauf gerichtet sein, dieser gottgewollten Ordnung zum Siege zu verhelfen. Das Ontologische selbst wird dem Menschen zum sittlichen Imperativ und ruft ihn an, sich ständig selbst zu transzendieren auf die Seinsordnung hin, insofern sie der in die Schöpfung eingegangene Wille Gottes ist. In diesem heilen Menschen- und Gemeinschaftsbild gewinnt die Tugend der Magnanimitas wieder an Bedeutung. Sie nimmt in der Geisteswelt Schönstatts eine zentrale Stellung ein.

P. Kentenich umschreibt die Hochgemutheit so: „Der Hochgemute richtet seinen Sinn auf das Höchste unter dem Gesichtspunkt der Liebe. Viele meinen, man müsse klein von sich denken. Wir sind anderer Meinung, wir können unser Ziel nicht hoch genug stecken. Wir gehen zwar den kleinen Weg, stellen aber keine kleineren Forderungen an uns . . . Freigebigkeit Gott gegenüber, das ist Hochgemutheit . . . Das hochgesinnte Herz ist bereit, dem leisesten Wunsch des Vaters alles zu opfern.“ (1936)

Hochgemutheit strebt damit nach größtmöglicher Gottes- und Menschenliebe. Was unterscheidet die so gesehene Tugend aber von der „caritas“? Die Magnanimitas richtet sich nicht unmittelbar auf Gott, sondern auf das sittliche Tun. Sie ist die sittliche Haltung, die den Menschen dazu drängt, bei allem Tun das Größte und Vollkommenste zu wählen und zu verwirklichen, aber nicht um der Vollkommenheit willen, sondern um Gott dadurch die größere Liebe zu erweisen. Durch die Magnanimitas ragt zwar das gesamte sittliche Verhalten des Menschen hinein in die theologische Tugend der Gottesliebe, Magnanimitas wird aber nicht mit ihr identisch.

Weil in unserer Sicht die Liebe der Gegenstand der Magnanimitas ist, hat sie eine überragende Bedeutung in unserer Pädagogik und Aszese. P. Kentenich glaubt, daß es ohne Hochgemutheit kein gesundes und entfaltetes Menschentum gibt, sondern nur geistigen und sittlichen Zwergwuchs. Er steht nicht allein mit dieser Meinung.

2. Aus der Erkenntnis der Bedeutung, die die Magnanimitas für gesunde Persönlichkeitsbildung hat, stellte Georg Straßenberger schon vor Jahren die Frage: „Wer hat in den vergangenen Generationen schon den Mut gehabt, die christliche Hochgemutheit, die Magnanimitas, die notwendige Ergänzung einer wahren, unverfälschten Demut, in den Erziehungsplan einzubauen? Jene Tugend, die sich Großes zumutet, aus dem tapferen Vertrauen in die großen Möglichkeiten, die der menschlichen Natur auch in ihrem gefallenen Zustand nun einmal von Gott anvertraut sind?“⁷ Er beantwortet die Frage selbst, wenn er vorher schreibt: „Unsere Zeit aber erzeugt und erzieht — immer vom christlichen Raum gesprochen — doch eher einen Menschentyp, der nicht als vollebendig angesprochen werden kann. Der heutige Mensch ist vielfach müde, erschöpft und nervenschwach. Dazu wird uns nur zu oft irgend ein blasser, matter, leidenschaftsloser Menschentyp als Ideal vorgestellt und die religiöse Erziehung vor allem um die letzte Jahrhundertwende war eifrig bemüht, alles Kraftvolle, Lebenstrotzende, das sich etwa zeigen möchte, von vornherein als verdächtig anzusehen und deshalb zu beschneiden“⁸. Damit zeichnet Straßenberger aber noch nicht die ganze Wahrheit der Situation, in die die christliche Persönlichkeit heute hineingestellt ist. Die nichtbeachtete, von Religion nicht erzogene, von Gottesliebe nicht aufgefangene und geformte Leidenschaft ging ihre eigengesetzlichen Wege, ließ sich nur von sinnlichen Objekten bestimmen und lief den Stimmen nach, die die meiste sinnliche Befriedigung versprechen. Da nun der christliche Raum nicht hermetisch abgeschlossen ist gegen das Draußen, so wurde gerade die Jugend von der extrem anderen

⁷ Georg Straßenberger, *Hemmungen*, in: *Stimmen der Zeit* (73) 1948, S. 294.

⁸ a. a. O., S. 289.

Richtung erfaßt und geformt: von der lebensstrotzenden, leidenschaftlichen — aber geistlosen — der letzten Jahrzehnte. An der Jugend verdarb das aszetische Ideal der letzten Jahrhundertwende nichts, weil sie zu stark vom Lebensrhythmus der Gegenrichtung erfüllt war, um überhaupt seinen Einfluß zu erfahren. Hier deutet sich die große Zerrissenheit an, der Riß, der die Generationen heute stärker vielleicht als je auseinander-spaltet — und der darüber hinaus noch selbst in den Personbereich des einzelnen eine Spaltung trägt: die Trennung zwischen Geist und Leidenschaft. Das religiöse Leben verlor den Schwung, den großen Auftrieb von den natürlichen Kräften her. Aus dem Christentum wurde eine Religion ohne Wagemut und Hochherzigkeit.

P. Kentenich bewertet die Kraft der Leidenschaft in seiner Ganzheitsschau von Natur und Übernatur völlig anders. Er sieht in der Zürnkraft die gottgegebene Widerstandskraft gegen das Böse, die Kraft, das Böse anzugreifen. Magnanimitas ist ihm die Tugend, die die ganze Kraft der Leidenschaft lebendig dem Großen entgegenträgt. Schönstatts Pädagogik, die vom Gedanken der Hochgemutheit bestimmt ist, legt Gewicht auf das Auffangen, Pflegen und Veredeln der Leidenschaft, sie will alle Kräfte in den Dienst der Formung der Persönlichkeit stellen. Sie möchte aufräumen mit der Auffassung, daß alles, was mit Leidenschaft zusammenhängt, zu unterdrücken sei, möchte alles Kraftvolle und Urwüchsige im Menschen wecken und an die Stelle der Spaltung die kraftvolle Einheit und Ganzheit der Persönlichkeit setzen. Sie erstrebt eine kraftvolle Harmonie des Charakters und eine nicht leicht versiegende religiös-sittliche Schwung- und Tatkraft. Eine schlichte Unbefangenheit des ganzen Wesens und tiefes Durchdrungensein von einer — alle Schichten der Persönlichkeit erfüllenden — übernatürlichen Atmosphäre dürften schönster Erfolg wahrer Hochgemutheitserziehung sein, in der alle Leidenschaft — der sittlichen Vollendung dienend — aus dem neutralen oder negativen Ansehen herausgehoben und durchaus positiv bewertet ist. Wo aber in der Erziehung „nur Hemmung am Werke ist, nur Unterdrückung, Verdrängung, da wächst jener gedrückte, geduckte, unfrohe Typ heran, den wir leider bei religiös sein wollenden Menschen nur zu gut kennen“⁹. Freilich stellt eine solche Erziehung an die Persönlichkeit des Erziehers erhöhte Anforderungen: Selbstlosigkeit und Großzügigkeit gehören da zu den wichtigsten Erziehereigenschaften. Ehrfurcht vor dem Sein des andern und der Wille, diesem Sein zum Durchbruch zu verhelfen, um sich selbst baldmöglichst überflüssig zu machen, sind Voraussetzungen, ohne die keine Hochgemutheitserziehung möglich ist. Es ist wesentlich leichter, Massenerziehung zu betreiben und in zahllosen Gesetzen jede Eigentätigkeit und Eigenständigkeit zu erdrosseln, als im Zögling den Willen und die Kraft zu pflegen, sich in allem Großen in origineller Weise auszuzeichnen. Auf die Dauer und im Großen gesehen steht der Erfolg aber auf Seiten der Hochgemutheitspädagogik.

Neben dieser kraftvollen Ganzheit der Persönlichkeit sichert Hochgemutheit eine hochgradige Entscheidungswilligkeit zum sittlich Hochwertigen und eine kraftvolle Durchsetzungsfähigkeit; und damit ist der Kern der echten Persönlichkeit gesichert, denn

⁹ a. a. O., S. 295.

der Hochgemute erstrebt immer und in allem den besten Gebrauch seiner Willensfreiheit. Nicht Sündenangst leitet sein Tun und nicht die leidige Frage, ob etwas soeben noch gestattet sei, sondern der hochgemute Wille, das zu tun, was Gott mehr Freude macht. Nicht selten wird er sich dabei in größter Einsamkeit und im Gegensatz zu seiner Umgebung befinden, die nicht aus den gleichen Prinzipien lebt. In immer neuen kraftvollen Entscheidungen von innen heraus erstarkt der sittliche Wille der Persönlichkeit, und so steht der Hochgemute im größten Gegensatz zum Massenmenschen, der gar nicht zur freien Entscheidung kommt, sondern tut, was andere tun und weil sie es tun. Blinder Nachahmungstrieb ist mit den Zügen des hochgemuten Menschen unvereinbar. Wenn es als eines der größten Anliegen unserer Zeit gilt, dem Massenmenschentum wirksam entgegenzuarbeiten, dann ist Hochgemutheit als erster Bundesheifer anzusprechen. Sie schafft ein Eigenwert- und Würdebewußtsein, ein adeliges Lebensgefühl, das den Hochgemuten abhebt von der Masse mit ihren proletarischen Gesinnungen, ihren Minderwertigkeitsgefühlen und ihren Nivellierungstendenzen. Hochgemutheit fördert den Glauben an das Wertvolle, an die Leistungsfähigkeit und Leistungsmöglichkeit des Menschen den großen Aufgaben gegenüber. Und dieser Glaube trägt über viel Niedriges und Gemeines hinweg, das dem Zagen und Kleinmütigen zur Gefahr werden kann.

Darüber hinaus sichert Hochgemutheit in einer letzten und bedeutsamen Weise die Größe der Persönlichkeit: durch die Bindung an Gott. Der Hochgemute läßt wagemutig sich selbst los, um sich an die Liebe Gottes anzuliefern. Er schaut in allem auf Gott, den großen Liebenden, die Sonne, in deren Wärme das wahrhaft Große wächst, die Heiligkeit. Im Kraftfeld hochgemuter Liebe leistet der Mensch Heldisches, da verrichtet er die großen Taten des Apostolates und der Wohltätigkeit, der Geduld in großen Leiden; vor allem findet sich hier die hochherzige Hingabe an die alltäglichen Pflichten, die oft den Augen der Menschen verborgen ist, vor Gott aber um so mehr wiegt und seine Liebe anzieht.

3. Es ist selbstverständlich, das das Christentum das günstigste Klima für hochgemutes Streben bietet. Das ganze Evangelium ist auf den Ton der Hochherzigkeit abgestimmt. Christus selbst drängt auf klare, hochgemute Entscheidung — wenigstens bei seiner engsten Gefolgschaft. „Wer die Hand an den Pflug legt und wieder zurücksieht, taugt nichts fürs Reich Gottes.“ (Luk. 9,62) Die acht Seligkeiten und die evangelischen Räte richten sich an den Hochgemuten. Der Kleinmütige trägt schon überschwer an den Geboten. Besonders innig ist das Verhältnis zwischen gottgeweihter Jungfräulichkeit und Hochherzigkeit. Ohne den freudigen Mut zur Ganzhingabe, also ohne Magnanimitas, ist keine ideale Auffassung der Jungfräulichkeit möglich. Der ständige Verzicht auf den anderen Menschen, auf die persönliche Ergänzung macht ohne den hochgemuten Zug des Herzens zu Gott hin, der dem Jungfräulichen Ergänzung ist, auf die Dauer müde und kräftelahn. Die dauernde und ausschließliche Christus-Gehörigkeit der bräutlichen Liebe des Jungfräulichen fordert zeitweise größte Opfer, die nur in der Schwungkraft einer liebebeseelten, entscheidungswilligen Hochgemutheit zu bringen sind. Nicht ein widerwilliges Ja, das nur notgedrungen die Einsamkeit und Verzichte der Jungfräulichkeit erträgt, führt zur Vollentfaltung jungfräulicher Hingabe und zu dem Bedachtsein auf

das, was des Herren ist, sondern nur ein ganzes und hochgemut alle Hemmungen überwindendes Ja. Und hier im Raum christlicher Jungfräulichkeit wirkt sich Hochgemutheit aus in einer Liebe, die höchste Werte der Natur opfert, um höchste Werte der Übernatur zu erfassen. Hochgemutheit schenkt nicht in resigniertem Opfergeist, der bedauernd nur auf das Verlassene zurückschaut: Hochgemutheit läßt vielmehr die geopferten Werte erblassen im Glanz der erstrebten weit größeren Güter. Darum folgt dem einmal getätigten hochgemuten Verzicht nicht ein Leben in Bedauern und Trauern, sondern in Kraft und immer neuem wagemutigen Verzicht. Der Hochgemute umfaßt Jungfräulichkeit als einen großen, persönlichen Ruf, nicht als notwendige Begleiterscheinung bestimmter Berufe. Es gilt ja gerade der Jungfräulichkeit das Herrenwort: „Wer es fassen kann, der fasse es“. (Matth. 19,12)

4. Magnanimitas hat nicht nur für die Persönlichkeitsbildung, sondern auch für die Formung der Gemeinschaft eine große Bedeutung. Gemeinschaft macht leicht gemein, kann zu geistiger Uniformierung, zu Massenmenschentum führen. Wenn eine Gemeinschaft beseelt ist vom Geist der Hochgemutheit, dann besitzt sie eine Antriebskraft gegenüber der Schwerkraft der Masse. Masse ist träge, will Ruhe und ein Mindestmaß an Mühe, will der Eigenverantwortung enthoben sein. Hochgemutheit jedoch streckt sich in allem danach aus, das Ziel, das sich die Gemeinschaft gesteckt, möglichst vollkommen zu verwirklichen. In einer religiösen Gemeinschaft ruht Magnanimitas nicht, bis der Auftrag, der von Gott an diese Gemeinschaft erging, möglichst vollkommen erkannt und verwirklicht ist. Das stete Drängen, die heilige Unruhe und Unzufriedenheit des Höhenstrebens treibt an zur bestmöglichen Erfüllung der Aufgaben. Diese hochgemute Haltung erst begründet die eigentliche Gemeinschaft in der Gemeinsamkeit des Strebens nach hohen Zielen. Kleine Ziele besitzen keine gemeinschaftsbildende Kraft, sie geben nicht den großen Schwung und die Glut des Herzens, die aus vielen Individuen eine echte Gemeinschaft erstehen läßt. Individualismus und Subjektivismus können sich nicht halten vor der Zielergriffenheit und Objektgerichtetheit des Hochgemuten.

Hochgemute Zielergriffenheit trägt über das Kleine des Neides, der Eifersucht, der Kritikersucht hinweg. Wo Geist und Herz glühen für das Große, da ist keine Kraft frei für die Pflege kleiner und enger Gefühle. Der hochgemute Geist der jungen Kirche war es nicht zuletzt, der die Christen so nahe zusammenführte, daß die Außenstehenden sagen konnten: „Seht, wie sie einander lieben“, denn hochherzige Hingabe an Gott führt notwendig zur hochherzig dienenden Liebe an der Gemeinschaft. Man erkennt in andern den, der von Gott den gleichen Auftrag erhielt; und darin erlebt sich die Gemeinschaft als Gemeinschaft vor Gott, als Weggemeinschaft zu Gott. Und wie der Hochgemute in allem das Höchste leisten möchte, so streckt er sich auch danach aus, im Dienst an dieser Gemeinschaft, in der selbstlosen Liebe zu ihr, das Letzte zu leisten.

Aus diesem Verständnis der Magnanimitas fordern die Satzungen der Schönstätter Säkularinstitute, daß die Hochherzigkeit die Grundkraft der Gemeinschaft sei.

In einer Gemeinschaft, die aus der Kraft der Hochgemutheit lebt, ist der einzelne in seiner Individualität geschützt. Der Geist der Hochgemutheit ist allen ihren Gliedern, besonders

ihren Führern, ein ständiger Aufruf, den einzelnen in seiner Originalität zu sehen, zu verstehen und zu fördern; denn Hochgemetheit bedeutet ja, daß der einzelne wuchert mit seinen Talenten, und das ist Originalität. Magnanimitas fordert und fördert demnach die Freiheit der Persönlichkeit trotz aller Bindungen an die Gemeinschaft; sie fordert Selbständigkeit im Denken und Handeln. Sie stärkt im einzelnen das Streben, als wertvolles Glied der Gemeinschaft den Platz auszufüllen, der den eigenen Fähigkeiten entspricht. Wo hochgemutes Streben aber mit Gewalt erdrosselt wird, da verkümmert die Persönlichkeit, da werden alle Kräfte gelähmt. Von hier aus versteht es sich, daß das Organisationsprinzip der Schönstätter Säkularinstitute, die sich ausstrecken nach dem Geist der Hochgemetheit, zurückzuführen ist auf die Imperative: „Freiheit so weit wie möglich!“ und „Bindung so viel wie nötig!“ Und weil Freiheit leicht zur Zügellosigkeit führen könnte, die dann den Geist der Hochgemetheit gefährdete, ist als Regulativ ein dritter Imperativ notwendig: „Geistpflege so viel wie möglich!“ Diese drei: Freiheit nach oben, notwendige Bindung nach unten und Geistpflege sichern und fördern den Geist der Hochgemetheit. Dagegen nehmen „der Despotismus der Masse und der geistigen Oberflächlichkeit . . . dem Menschen das eigene Denken und lassen ihn der Schablonisierung anheimfallen“¹⁰.

Wo in einer Gemeinschaft der Geist der Hochgemetheit herrscht, da wirkt er auf die Dauer Großes im religiösen und kulturellen Bereich. Das Mittelalter mag dafür als Beweis gelten. Hochgemetheit trieb Franz von Assisi dazu, sein Leben der äußersten Armut in Freuden zu tragen; sie ließ Elisabeth von Thüringen in glühender Gottes- und Nächstenliebe die äußerste Not froh ergreifen. Und ob es nicht von Hochgemetheit zeugt, wenn die ragenden Türme unserer gotischen Dome bis in ihre höchsten Spitzen vollkommen ausgeführt sind – oft von namenlosen Künstlern? Nur wo eine Gemeinschaft Letztes und Höchstes erstrebt, wo der Blick auf das Höchste gerichtet ist, da kann sie so schaffen: großartig bis in die Spitze aller Dinge, die sich dem Auge menschlicher Zuschauer entzieht und nur Gott offenbar ist. Da, wo die „caritas urgens“, die drängende Liebe, die Hochgemetheit ausgebildet hat zur Vollreife, da erstehen die großen Gemeinschaftswerke religiöser und auch kultureller Art.

Es ist einleuchtend, daß die Magnanimitas von großer Bedeutung für die Gemeinschaft ist. Man könnte aber versucht sein, den Hochgemuten selbst als ein Hindernis in der Gemeinschaft anzusehen, da die Selbstentfaltung sein großes Anliegen ist. Und Selbstentfaltung stellt sich häufig der Werkgestaltung der Gemeinschaft hindernd in den Weg. Es ist zuzugeben, daß hier eine Spannung besteht, aber kein Gegensatz. Im Anfangsstadium seiner Entwicklung wird der Hochgemute die Spannung zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft sehr erleben, und andererseits wird die Gemeinschaft unter seinem Entfaltungswillen leiden. Beide, gesunde Persönlichkeit und gesunde Gemeinschaft, müssen aber stark genug sein, Spannungen zu ertragen. Bei großer Reife wird dann die Größe und der Bestand der Gemeinschaft dem Hochgemuten wichtiger als Selbstent-

¹⁰ August Adam, Die Tugend der Freiheit, Nürnberg 1947, S. 41.

faltung. Er erkennt es als Vollendung der Magnanimitas, hochgemut der gottgewollten Gemeinschaft alle Wünsche nach Selbstentfaltung zu opfern — sofern sie der Gemeinschaft schaden —, um dem Ganzen zu dienen. Er sucht Selbstentfaltung nur noch in der Werkgestaltung. So reift der Hochgemute zur wahren Führergestalt. Er reißt die Schwachen und Zagen mit zu mutvollem Streben nach dem Ganzeinsatz für das Große. In der Gefolgschaft des Hochgemuten verlieren sie Kleinheit und Enge. Der hochgemute Führer ist der Tragfähige, der das Schicksal der ihm Anvertrauten wagemutig mitbestimmt, der aber auch im Notfall alles daransetzt, die Seinen vor drohenden Übeln zu retten. Hochgemut leistet er das Höchste im Einsatz für die Gemeinschaft: er setzt sein Leben ein für die Seinen. Und hier ragt Hochgemutheit mit ihrem Gipfel hinein in Christi Sühneleiden für seine Kirche. Es war das Größte, was Liebe und Hochgemutheit je geleistet: „Eine größere Liebe hat niemand als die, daß er sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh. 15,13). Im Opfertod Christi gipfelt nicht nur die hochgemute Liebe selbst, sondern auch ihre Fruchtbarkeit im Loskauf der Seelen aus allen Unfreiheiten und in der Grundlegung eines neuen Menschenbildes, einer neuen Weltordnung hochherziger Gottes- und Nächstenliebe.

5. Es wurde bisher — abgesehen von einigen Hinweisen — nur von Gemeinschaft im allgemeinen gesprochen. Im folgenden sei in wenigen Linien angedeutet, welchen Wert Hochgemutheit für einzelne Formen der Gemeinschaft haben kann. Hochgemutheit in der Ehe könnte z. B. dazu beitragen, in idealer Weise die Ehenot zu lösen. Sie wäre Antrieb zu frohem Verzicht oder zur Annahme der Kinderzahl, die als die von Gott gewünschte erkannt wird. Hochgemutheit in der Kindererziehung weckt Tatkraft, erzieht den mündigen, diasporafähigen Christen, schafft eine ideale Familiengemeinschaft, in der jeder Letztes leistet an seinem Platz. — Hochgemutheit in religiösen Gemeinschaften drängt zu letztem Ernstmachen im Tugendstreben, führt zur Hochleistung in Bezug auf den Rätegeist, garantiert gesunde Persönlichkeiten in möglichst vollkommener Gemeinschaft, sorgt für glühenden Apostolatsgeist, weltweite Aufgeschlossenheit für alle Anliegen der Kirche in der Zeit und ebenso für tiefe Innerlichkeit. — Ob Hochgemutheit auch im Staatsleben eine Bedeutung hat? Gerade unsere Zeit fordert nichts so sehr wie den hochgemuten Politiker, der nie eine ungerechte Sache vertritt, nie feige die Wahrheit entstellt, der den Armen, den Heimatlosen ein Anwalt ist und sich nicht nach der Gunst der Mächtigen dreht. Der Hochgemute betreibt keine kleine Nützlichkeitspolitik; sein tiefstes Anliegen ist ja, groß zu handeln, wie Gott es fordert durch Anlage und Verhältnisse. Sein Auge ist geweitet zur wesentlichen Schau; aus dem Stimmengewirr der Tagesmeinungen erkennt er, weil er von Gott her denkt, mit großer Sicherheit die Forderung des Augenblicks.

Schon 1949 warnte P. Kentenich vor einem sittlichen Minimalismus. Der Imperativ der Zeit, so sagte er damals, fordere Wagemut und Hochherzigkeit, weil die ausgesprochen apokalyptischen Katastrophen nur haltmachen vor großangelegten Schöpfungen. Und so müssen wir heute sagen, daß die „Kirche am neuen Ufer“ am stärksten lebt in den Seelen der Hochgemuten.

6. Es wäre nicht zutreffend, wollte man behaupten, daß die Magnanimitas allein der schönstättischen Geistigkeit die kennzeichnende Prägung gibt. Der Gründer der Bewegung stellte sie nie isoliert dar, sondern immer in Spannungseinheit mit der Demut, die in der schönstättischen Terminologie mit dem Begriff der Kindlichkeit, des Kleinseins vor Gott, gemeint ist.

Hochgemutheit und Kindlichkeit zusammen formen die große sittliche Persönlichkeit: den Menschen mit den großen Zielen und dem ehrfürchtigen Herzen, den Vollbringer großer Taten bei schlichter Kindeseinfalt vor Gott, den Christen, der bis zu den letzten Möglichkeiten alle Eigenkraft erschöpft und der dabei im kindlichen Gebet seinem Eigentum die Fruchtbarkeit sichert.

Hochgemutheit und Demut zusammen vermögen auch die rechte Gemeinschaft zu schaffen. Hochgemutheit schaut nach großen Zielen und schenkt der Gemeinschaft den kraftvollen Schwung, Entscheidungswillen und Durchsetzungskraft; Demut gibt ihr eine Immunität gegen alle Gefährdungen, die sich vom Stolze her erheben. Kindliche Demut ist der gesunde Untergrund, Hochgemutheit die hohe Überwölbung allen Tugendstrebens. Das Zusammenwirken von Hochgemutheit und Demut, das Groß-Denken und das Ehrfürchtig-Denken, entfernt die stärkste Belastung des Gemeinschaftslebens: die kleine Gehässigkeit und die Ehrfurchtslosigkeit.

Kindessinn schenkt der Hochgemutheit Werterschlossenheit und Wertempfänglichkeit für fremde Größe, vor allem für Gottes Größe; er empfängt dafür von der Hochgemutheit die Wertentschlossenheit, die alles Große kraftvoll erstrebt.

Die Spannungseinheit Hochgemutheit – Kindlichkeit ist in ihrer ganzen Größe ein klassischer Ausdruck für die Größe des christlichen Menschenbildes. Der Christ ist nichts und viel: ein Nichts aus sich und darum zum Kleinsein verpflichtet; viel aber von Gottes Gnaden und damit zu hochgemutem Streben angelegt.

Persönlichkeits- und Gemeinschaftserziehung dürfen ihr Hochziel sehen in der liebebeseelten, hochgemut-kindlichen Lebenshaltung.

Das neue Gebot

Von J. K.

Während seines Aufenthaltes in Milwaukee/USA hat der Gründer des Schönstattwerkes jahrelang die Aufgabe eines Seelsorgers der dortigen katholischen deutschen Gemeinde wahrgenommen. Sonntag für Sonntag hat er für sie in der St. Michaelskirche von Milwaukee in der Predigt das Wort Gottes verkündet und ausgelegt. Nachstehend bringen wir die Predigt, die P. Kentenich am 3. Sonntag nach Pfingsten (23. Juni) 1963 über das Thema „Nächstenliebe“ gehalten hat.

Andächtige Zuhörer!

Letzten Sonntag haben wir begonnen, Unterrichtsstunden zu nehmen beim hl. Johannes über das Grundgesetz des christlichen Lebensstiles, über das Gesetz der Gottes- und Nächstenliebe. Wir haben es getan im Anschluß an die Epistel des letzten Sonntags. Es war gut so. Gut war es, daß wir gerade Johannes als Lehrmeister dieses großen Gesetzes erwählt haben. Offensichtlich ist er in einzigartiger Weise der Fachmann auf diesem Gebiet, augenscheinlich hat er den Heiland besser verstanden, wohl auch klarer für das praktische Leben interpretiert, als die übrigen Evangelisten. Woher das wohl gekommen sein mag? Alle Apostel und Evangelisten sind in die Liebesschule des Heilands gegangen; alle haben seine Lehre über das Grundgesetz in sich aufgenommen, haben sein Leben beobachtet; haben auch alle ohne Ausnahme wahre, echte Liebe von ihm erfahren. So auch der Apostel Johannes, der Evangelist.

Wenn wir an die Lehre des Heilands denken, gerade über das Grundgesetz der Liebe, dann wissen wir: er hat nicht nur in abstrakter Weise Forderungen gestellt, zum Beispiel: „Ein neues Gebot gebe ich euch: daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe“ (Joh. 13, 34), er hat in seiner populären Art sich immer wieder bemüht, in anschaulicher Weise durch Parabeln den selben Gedanken hervorzuheben. Wenn wir so etwa an die Parabel des heutigen Evangeliums denken, da hören wir das Wort von dem verlorenen Schäflein. Wie hat der Hirt – das ist der Heiland selber – sich um dieses Schäflein bemüht! Es ist schier so, als hätte er nur dieses eine Schäflein im Auge, so, als ob er all die anderen vergäße, um seine ganze Liebe und Sorge dem verlorenen Schäflein – also mir – zu widmen und zu weihen. Ferner, wenn wir an die Parabel von der verlorenen Drachme denken. Wer ist die verlorene Drachme? Das sind wir, die wir ihm aus den Händen entglitten oder wenigstens in Gefahr sind, ihm zu entgleiten. Und was tut die Frau des Evangeliums nicht, um diese Drachme wiederzufinden! Oder wir denken an die Parabel vom verlorenen Sohn . . . lauter Erzählungen, die uns geläufig sind. Alles in allem: der Heiland hat die zentralen Wahrheiten, zumal das zentrale Gesetz des christlichen Lebens immer wieder in verschiedenen Formen eingeschärft.

Das alleine genügt aber nicht. Es heißt ja ausdrücklich vom Heiland: „Coepit Jesus facere et docere“, „er begann zu tun und zu lehren“ (Apg 1, 1). Er hat vorgelebt, und zwar bis

zum äußersten vorgelebt, was er gelehrt hat. Sein Blut hat er hergegeben, seinen letzten Tropfen Blut. Für wen? Für uns, für die Nächsten, für alle insgesamt. „Tradidit semetipsum“, „er hat sich hingegeben“ (Eph 5, 2), damit wir alle, die wir an ihn glauben, einmal das ewige Leben genießen.

All das haben alle Apostel, alle Evangelisten wahrgenommen. Johannes hat aber offensichtlich eine Vorrangstellung eingenommen. Nicht umsonst charakterisiert er sich als Greis von mehr als 90 Jahren als den Jünger, den Jesus liebhatte (vgl. Joh. 13,23). Er war es ja wohl auch allein, der beim Abendmahl an der Brust des Heilands ruhen und ausruhen konnte und dort den Wellenschlag seiner unendlichen Liebe, seiner unendlichen Gottes- und Nächstenliebe, in sich aufnehmen durfte. Er war es allein von den Aposteln, der unter dem Kreuz dem sterbenden Gottmenschen nahe war und Blut und Wasser, das als Beweis seiner unendlichen Gottes- und Nächstenliebe floß, gleichsam aufnahm. Er war es allein, der unmittelbar vom Kreuze aus von Jesus aufgestellt wurde, um in besonderer Weise für seine gebenedeite Mutter zu sorgen. Folglich ist es durchaus gerechtfertigt, daß wir nicht nur einmal in die Liebesschule des Apostels und Evangelisten gehen. Es ist ratsam, daß wir einige Sonntage uns um seine Kanzel versammeln.

Heute wollen wir uns damit begnügen, einen Schlüssel zu finden, um die einzelnen Ausdrücke und Darstellungen des Apostels besser zu verstehen. Der Schlüssel liegt in der Antwort auf die Frage: *Was versteht das Christentum, was versteht der Heiland, was verstehen alle christlichen Generationen, was verstehen wir unter Nächstenliebe?* Genauer: Wer ist denn eigentlich mein Nächster? Und wie sieht die Liebe aus, die ich gegenüber diesem meinem Nächsten pflegen, zeigen, verwirklichen muß?

Andächtige Zuhörer, das sind, fast möchte ich sagen: Binsenwahrheiten. Von Kindsbeinen an haben wir sie gehört und ungezählt viele Male wiederholt. Ob es uns aber hier nicht so geht wie des öfteren, wenn es sich um das christliche Sprachlexikon handelt: Wir gebrauchen Ausdrücke, wir sind an sie gewöhnt, wir können sie im Traume hersagen, aber der Inhalt ist uns mit der Zeit fremd geworden. Das dürfte besonders in unserem Falle gelten, weil wir in einer Zeit leben, die der Heiland so charakterisiert hat: Die Liebe ist erkaltet, die Gottes-, aber auch die Nächstenliebe. So mag es der Mühe wert sein, die beiden Fragen zu untersuchen und verständlich zu beantworten.

Erste Frage: *Wer ist denn mein Nächster?* Die Antwort ist uns nicht unbekannt, so wenig wie die Frage. Ein Schriftgelehrter hat sie seinerzeit dem Heiland gestellt. Das war damals, als Jesus das Hauptgebot klar und deutlich auseinandergesetzt hat und auseinandersetzen ließ. Wir kennen das Hauptgebot, für das wir vielfach das „Grundgesetz des christlichen Lebens, des christlichen Lebensstiles“ sagen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit allen deinen Kräften“; und das andere Hauptgebot — ja, Hauptgebot, also nicht eine Nebensächlichkeit, etwas Zufälliges — das andere Hauptgebot ist diesem gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Lk. 10,27). Darauf die Frage des Schriftgelehrten, etwa mit einem gewissen Achselzucken, vielleicht auch mit Rücksicht auf die Liebestätigkeit des Heilands,

die sogar die Feinde des isralitischen Volkes umfing; die Frage, ähnlich wie die spätere des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ (Joh. 18,38): „Wer ist denn mein Nächster?“ (Lk. 10,29) Der Heiland hat darauf die Antwort gegeben durch eine Erzählung, durch die Parabel von dem Manne, der unter die Räuber fiel, die Parabel vom guten Samaritan. Und der Sinn dieser Antwort auf die Frage: Wer ist denn mein Nächster? lautet: *Jedermann ist mein Nächster, besonders aber diejenigen, die in den verschiedenartigsten Nöten sich befinden.* Eine klare, eine bestimmte Antwort. Was sie bedeutet?

Jedermann ist mein Nächster. Also nicht etwa nur meine Eltern, meine Geschwister, meine Bekannten, meine Verwandten; nicht etwa nur meine Wohltäter, nicht nur diejenigen, zu denen eine geheime naturhafte Sympathie mich hindrängt, oder von denen ich in irgendeiner Weise etwas erwarte als Preis meiner Liebe — nein, nein! Jedermann ist mein Nächster, jedermann habe ich also auch zu umfassen mit meinem Herzen, mit meiner warmen Liebe. Jedermann, also sogar meine Feinde, meine Todfeinde. Im einzelnen: die mir schaden, die mich verfolgen, diejenigen auch — um auf Einzelheiten einzugehen —, die meinen Familienstamm entblättern haben, die meine Eltern, meine Verwandten, meine Großeltern gemordet haben ¹, jedermann, alle ohne Ausnahme sind nach den Worten und der Auffassung des Heilands meine Nächsten.

Wenn ich nun frage, forsche, tiefer forsche: *Wo liegt der Grund für das Gebot der Nächstenliebe, der Grund dafür, daß ich jedermann lieben soll, sogar meine Todfeinde?* Wir können da unterscheiden: nächstliegende und letzte, allgemeingültige Gründe. Der letzte, allgemeingültige Grund, der immer gilt, der auch dann gilt, wenn das Gegenüber keine naturhafte Sympathie in mir weckt; auch dann gilt, wenn das Gegenüber mich haßt, mich töten will, wo liegt der Grund? Es muß das ein eigenartiger Grund sein, der unabhängig ist von den Banden des Blutes, des gegenseitigen Wohlwollens, auch unabhängig von der gegenseitigen Dankbarkeit und Wohltat.

Von der hl. Gertrud von Bologna wird erzählt, daß sie sich gelegentlich beim Heiland darüber beklagte, daß sie es nicht fertigbrächte, ihren Nächsten gern zu haben. „Ich kenne nur eine einzige Liebe,“ sagte sie, „das ist die glühende, die brennende, die hellodernde Liebe zu Dir, mein Herr und Meister, Bräutigam meiner Seele.“ Der Heiland antwortete darauf: „Das ist nicht recht. Wenn du mich liebst, mich so liebst, wie du das jetzt gesagt hast, dann mußt du auch — und zwar in der selben Weise — diejenigen lieben, die ich persönlich gern habe.“

Wo liegt also der allgemeingültige, der überzeitliche Grund für unsere Nächstenliebe? *Das ist die Liebe Gottes zu allen ohne Ausnahme, die Liebe des Vaters, der die Sonne scheinen läßt, den Regen herabsendet über alle ohne Ausnahme* (vgl. Mt. 5, 44 ff.). Und weshalb liebt er sie? Wir kennen die Gründe, aber sie machen keinen sonderlichen Eindruck auf uns: Alle Menschen ohne Ausnahme, auch die Sünder, auch diejenigen, die von

¹ Zur katholischen deutschen Gemeinde in Milwaukee gehören nicht wenige Flüchtlinge aus dem ost- und südosteuropäischen Raum, die bei der Vertreibung viele ihrer Angehörigen verloren haben.

Gott nichts mehr wissen wollen, die uns hassen, uns verleumden, sie stellen ein Ebenbild Gottes dar. Für alle ohne Ausnahme — wir müssen das Wort immer wieder betonen — für unsere grimmigsten Gegner, hat der Heiland sein Blut verspritzt. Er liebt sie, Gott liebt sie. Und alle ohne Ausnahme, also auch diejenigen, die ich nicht riechen kann, gegen die ich eine Antipathie habe, gegen die ich wieder und wieder voller Neid und Eifersucht bin, haben die eine große Bestimmung, zusammen mit mir Gott zu schauen die ganze Ewigkeit hindurch. Verstehen wir, was das heißt? Gottes Liebe zu den Menschen insgesamt ist der Grund, weshalb auch ich die Menschen liebe. Voraussetzung ist, daß ich Gott wirklich liebe, nicht nur mit dem Munde. Johannes hat uns das am letzten Sonntag deutlich gesagt: „Kinder, laßt uns nicht dem Worte nach und mit der Zunge lieben, sondern in Tat und Wahrheit“ (1 Joh .3,18).

Das schließt natürlich nicht aus, daß ich bestimmte Menschen in besonderer Weise gern habe. Es können bei unserer Liebe noch andere Gründe mitspielen: Sympathie, natürliche Sympathie oder Bande der Dankbarkeit. Ich kann auch meinerwegen — wir müssen das Leben nehmen, wie es ist — zweckhaft eingestellt sein, so daß ich weiß, wenn ich liebe, erhalte ich etwas dafür zurück. Es gibt ja, wie die Gelehrten sagen, einen „ordo caritatis“, eine Ordnung der Liebe: die mir näher stehen, kann und darf ich mehr lieben. Aber der letzte Grund ist immer allgemeingültig: Gott liebt sie und er hat seine Liebe bewiesen. Der hl. Augustinus und auch andere Heilige machen uns darauf aufmerksam, daß der Heiland, und in seinen Fußstapfen der hl. Johannes, auch diejenigen, die das Band zwischen sich und dem lieben Gott, das Band der Liebe, zerrissen haben, noch liebt. Sie haben das Band nur von sich aus zerrissen, Gott hat es nicht zerrissen. *Sie bleiben Ebenbilder Gottes*, wenn auch ein verunziertes. Total zerstört ist dieses Ebenbild erst, wenn das Wort gesprochen wird: „Weicht von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer“ (Mt. 25,41). Solange das nicht der Fall ist, sind alle Menschen insgesamt, welcher Farbe sie auch sind, welcher Nation sie angehören, Ebenbilder Gottes, und alle, auch wenn sie jetzt nicht im Stande der Gnade sind, sind gerufen, Kinder Gottes zu werden, vom Blute des Heilands sich berühren zu lassen und Gott im Glorienlichte zu schauen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Nicht wahr, andächtige Zuhörer, das tut uns gut, wenn wir diese nüchternen Wahrheiten in dieser eindeutigen Klarheit erneut in uns aufnehmen. Wir leben ja in einer Zeit, in der die Liebe überaus selten, ein seltener Gast auf dieser Erde geworden ist.

Der hl. Augustinus macht noch eine andere schöne und sinnreiche Unterscheidung. Er meint, wir sollten auch jene Menschen lieben, die nichts mehr wissen wollen von Gott und Menschenhasser geworden sind. Als Grund gibt er an, was wir schon gesagt haben: das Ebenbild Gottes ist noch in ihnen, es ist noch nicht vollständig zerstört. Darum rät der Heilige: *Was von Gott ist im Menschen, das müssen wir immer lieben, weil Gott es liebt*. Aber wir müssen nicht lieben, was vom Menschen ist: die Sünde etwa, die Ablehnung Gottes. Das dürfen wir nicht einmal lieben. Wir lieben also am Menschen, was der liebe Gott liebt. Wir nehmen teil an der Liebe Gottes.

Von hier aus können wir *eine Anzahl praktischer Folgerungen* ziehen für unser Leben. Nicht umsonst hat der Heiland in konkreter Weise gesagt, wir sollen unseren Nächsten — jedermann: den Schwarzen, den Neger ², unseren Feind — lieben wie uns selbst. Wenn wir dieses Wort ein wenig zerkleinern und mutig auf uns selber anwenden, dann können wir zwei Folgerungen ziehen. Populär ausgedrückt heißt das einmal: *Was du willst, daß andere dir tun, das sollst du auch anderen tun!* Nicht wahr, das ist eine klare Umschreibung des Ausdrucks, den Nächsten zu lieben wie mich selbst. Was ich von den anderen gerne hätte für mich, was ist das? Daß sie meine Würde anerkennen, daß sie mich nicht entwerten. Und was ist meine Würde? Wir haben es eben gehört: Ebenbild Gottes zu sein, geschaffen, bestimmt, Kind des Vaters zu werden, teilzunehmen an der Herrlichkeit des dreifaltigen Gottes. Ich wünsche, daß die anderen diese Würde bei mir anerkennen, ob ich krank oder verkrüppelt bin, ob ich, wo es sich um Talente handelt, nur eines oder nur ein halbes Talent habe. Was möchte ich für mich? Daß die Menschen sich mit mir freuen, wenn in mein Leben irgendetwas Freudiges eingetreten ist. Was habe ich demnach zu tun? Mich mit den anderen herzlich zu freuen und nicht interesselos immer nur um mich selber zu kreisen, mich selber gleichsam anzubeten, immer nur Antwort zu suchen auf die Frage: Wer mag mich? Nein, ich muß mehr und mehr fragen: Wen mag ich? Wem kann ich etwas schenken? Wenn ich Leid habe, wie bin ich dann glücklich, wenn andere ihre Teilnahme bezeigen! Ja, was du willst, daß dir andere tun, füge das auch anderen zu!

Wir müssen alle diese Dinge so konkret sehen und auf unser eigenes Leben anwenden. Darum ist es selbstverständlich: auch ich muß meinerseits mitleiden mit den anderen, muß interessiert sein an den anderen und nicht der Mittelpunkt der Welt sein wollen. Ich kreise um die anderen, freue mich herzlich mit ihnen, traue mit ihnen, wenn Leid ihr Leben berührt. Wenn ich von anderen erwarte, daß sie mir ein gutes Beispiel geben, das Ideal darstellen, daß sie mir helfen, daß eine Insel der Liebe, des Friedens und der Freude entsteht, was muß ich dann meinerseits tun? Ich muß auch das Meinige beitragen durch meine eigene Charakterschulung gemäß dem Ideal, um so den anderen zu dienen. Wenn ich von anderen erwarte, daß sie mich mitnehmen zum lieben Gott, dann wollen auch wir nicht allein zum lieben Gott kommen ohne die anderen. Alles, was ich von den anderen für mich erwarte, das alles muß ich auch den anderen schenken.

Die zweite Deutung ist mehr negativer Art: *Was ich nicht für mich möchte, das darf ich auch anderen nicht tun!* Ich möchte nicht, daß man mir meinen guten Namen nimmt, daß man mich verleumdet, daß man meine Fehler vergrößert, überall an den Pranger stellt — ja was möchte ich alles nicht! Ich möchte vor allem nicht, daß man mich in eine Ecke stellt und mich einsam meines Weges gehen läßt; daß man uninteressiert an meinem Schicksal, meinem Los vorbeigeht. Nun, dann darf ich auch nicht mögen, daß ich den anderen ihren guten Namen nehme. Ich muß sorgen, daß ich den Schleier breite über die Schwächen meiner Mitmenschen. Wenn wir das nicht tun, wo kommen wir letzten Endes hin?

² Der Hinweis ist auf dem Hintergrund der Rassenkonflikte zwischen Weiß und Schwarz in den USA zu verstehen.

Ich darf noch ein Beispiel aus dem Leben des hl. Augustinus erzählen. Der hl. Augustinus, der den Heiland tief verstanden hat, auch tief eingedrungen ist in die Lehre des Apostels Paulus und des hl. Johannes, sammelte gern geistliche Freunde um seinen Tisch und führte mit ihnen ein gelockertes gemeinsames Leben. Da gab es keine geschriebenen Hausregeln, alle lebten sehr einfach, einfach in Speise und Trank, einfach in der Ausstattung der Wohnung. Die ganze Woche gab es kein Fleisch, außer wenn jemand krank war. Augustinus hatte das Ziel, die große Idee, mit seinen Freunden in engster Gemeinschaft eine Insel der Heiligen, eine Insel des Friedens, der gegenseitigen Liebe und der Freude darzustellen. Darum hatte der Heilige am gemeinsamen Tisch eine Inschrift, die lautete: „Wer die Gewohnheit hat, seinen Nächsten durch Worte herunterzuziehen, hat an dieser Tafel keinen Platz!“ Wir spüren, daß es sich hier um etwas Menschliches handelt: Wo viele Menschen beisammen sind, zumal bei der Tafel, da ist es oft Gewohnheit — ich gebrauche einen Vergleich aus der Tierwelt —, wie ein Mistkäfer im Mist zu wühlen anstatt, wie die Biene, überall Honig zu suchen und zu verwerten. Bei Gelegenheit hatte einer der Freunde des hl. Augustinus die Inschrift und sich selbst vergessen und war der Ehre eines abwesenden Mitbruders zu nahe getreten. Der milde Augustinus stand sofort auf und sagte streng: Entweder bin ich nun verpflichtet, die Inschrift zu beseitigen oder selber die Tafelrunde zu verlassen! Augustinus, der große Geist des frühen Christentums, war ähnlich wie der Heiland ständig darauf bedacht, Grundgesetze des Gottesreiches festzuhalten, vor allem das Grundgesetz der Liebe.

Andächtige Zuhörer, damit steht eine große Welt vor uns. Ob wir verstehen, was das heißt? Was sollen wir, wenn wir von Nächstenliebe sprechen? Wenn wir kurz zusammenfassen, müssen wir, wie ich meine, hervorheben: *Wir müssen jedermann lieben, weil Gott ihn liebhat.* Wir fügen aber zugleich bei im Sinne des Heilands: *diese Liebe soll besonders zwei Gattungen von Menschen geschenkt werden: den Notleidenden und unseren Feinden.*

Nun kommen wir zur letzten Frage: *Weshalb sollen wir besonders diese beiden Gruppen gern haben?* Wir könnten wiederum den selben Grund namhaft machen. Nach der Hl. Schrift liebt Gott beide in besonderer Weise. Suchen wir statt dessen aber einen anderen Grund! Wenn wir an die Notleidenden denken, dann heißt es zuerst, daran zu denken: *das sind meine Brüder, meine Schwestern, Mitbrüder und Mitschwestern.* Gott hat uns als Brüder und Schwestern untereinander gedacht. Wie es bei echter brüderlicher und schwesterlicher Liebe ist, daß alle untereinander gern dasselbe Schicksal teilen, so muß es auch bei uns sein.

Zu der Zeit, da hier in Amerika noch die Sklaverei herrschte, war da ein Sklave, der wegen seiner guten Leistungen aus der Sklavenschaft befreit wurde. Nach seiner Befreiung wurde er oft eingeladen. Doch sobald er an die gedeckte Tafel kam und sie so reich ausgestattet sah, kehrte er ihr den Rücken und verschwand. Über sein Verhalten befragt, gab er zur Antwort: „Wenn ich sehe, wie wir leben, und daran denke, daß meine Brüder, auch mein eigener leiblicher Bruder, noch Sklaven sind, dann kann ich nicht anders; ich muß eine solche Gesellschaft verlassen.“

Andächtige Zuhörer, wir sind gemeinsam Brüder. Wo Kreuz und Leid, wo Not irgendwelcher Art ist, da muß unser Herz sein, das seine eigene Sprache spricht, die Sprache des Bruders, der Schwester! Der Heiland hat dabei noch eine andere Absicht. Wir brauchen ihn nur genauer zu befragen, dann hören wir von ihm: Wenn wir die Notleidenden lieben, erhalten wir von ihnen keine Gegengeschenke. *Wir kommen damit auf den Weg, echte Nächstenliebe zu üben*, eine Liebe, die nichts haben, nichts wiederhaben will, eine Liebe, die von innen heraus liebt. Jesus hat einmal den Rat gegeben: Wenn ihr einladet zur Tafel, dann dürft ihr nicht nur eure Freunde holen, die Reichen, die wiedergeben und euch auch ihrerseits einladen können, sondern geht hin und ladet ein, die euch nichts wiedergeben können (vgl. Lk. 14, 12 ff.). Wenn wir so handeln, erbringen wir den Beweis, daß unsere Nächstenliebe tatsächlich dem Nächsten gilt, nicht unserem eigen Ich, unserer Ichbesessenheit, Ichanbetung, der großen Krankheit des modernen Menschen. Der Heiland fügt seinen Worten hinzu: Wenn ihr von den Armen, weil sie ja nichts haben, keinen Lohn erwarten könnt, so dürft ihr doch eine Gegengeschenk erwarten im Augenblick des Gerichts, wo gerichtet wird nach dem Wort: „Was ihr dem Geringsten der Meinen getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt. 25, 40). Und alle sind ja die Seinen!

In der argentinischen Stadt Cordoba befindet sich in einer Kapelle ein eigenartig schönes Kreuzesbild, das dort schon seit Jahrhunderten besucht und verehrt wird. Die Legende erzählt: Ein Mann, der ob seiner Nächstenliebe schon als heiligmäßig galt, habe eines Tages einen Kranken, der sich selbst nicht helfen konnte, auf seine Schultern genommen, um ihn in sein Haus zu tragen und dort zu pflegen. Als er zu Hause ankommt und den Kranken von der Schulter nehmen will, ist kein Kranker mehr da, an seiner Statt trägt er das schön geschnitzte Kruzifix. „Was ihr den Meinen getan, wenn sie hungrig, wenn sie krank, wenn sie gefangen, in Not waren, das habt ihr mir getan!“

Und dann hebt der Heiland die zweite Gruppe hervor — *er kennt die menschliche Natur, die gerne eine Ausnahme machen möchte; aber es gibt keine Ausnahme* —: unsere Feinde. Er denkt nicht nur an sie, er gibt ein eigenes Gebot, klar und bestimmt: „Liebet eure Feinde!“ (Mt. 5, 44) Meine Feinde, wie heißen sie? Das sind unter Umständen die Menschen, die Brüder und Schwestern neben mir. Sie müssen nicht immer mit dem Dolch an meiner Kehle sein. Es sind die, die Abwehrgefühle gegen mich haben, die mir gegenüber immer Neid und Eifersucht wecken, die mir nichts gönnen, es nicht dulden, daß ich da und dort an der Krippe bin. Wir sollen sie besonders lieben, weil auch Gott sie liebt. Hat der Heiland uns das nicht vorgelebt? Als er selber am Kreuze hing, im letzten Atemzug, einen Wall von Feinden um sich, von Todfeinden, da spricht er: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lk. 23, 34) Das ist das große Beispiel, das der Heiland uns durch sein Leben vor Augen geführt und das seine gebenedeite Mutter in einzigartiger Weise nachgeahmt hat.

So, andächtige Zuhörer, sieht das Gebot der Nächstenliebe aus.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Der religiöse Ertrag des Konzils

Wie nach dem Ende der einzelnen Sitzungsperioden, so sind nun nach dem Abschluß des II. Vatikanischen Konzils die Fachleute daran, eine Bilanz des gesamten Konzils zu ziehen. Unter den schon unternommenen Versuchen einer solchen Bilanz kommt der lateinischen Ansprache des Heiligen Vaters in der letzten Öffentlichen Sitzung des Konzils vom 7. Dezember 1965 in der Peterskirche eine besondere Bedeutung zu. In ihr, und nicht so sehr in der kurzen Ansprache des Papstes bei der Schlußfeier am 8. Dezember auf dem Petersplatz mit den Botschaften an die verschiedenen Berufs- und Personengruppen der Menschheitsfamilie, kann man den vom Papst gesetzten Abschluß der Beratungen der Konzilsväter sehen.

Bei seinem Rückblick wollte der Papst Antwort geben auf die Frage: „Welches ist der religiöse Ertrag des Konzils? . . . Können wir sagen, daß wir Gott die Ehre gegeben haben, daß wir seine Erkenntnis und Liebe gesucht haben, daß wir Fortschritte gemacht haben in dem Bemühen, ihn zu betrachten, in dem Verlangen nach seiner Verherrlichung, in der Fertigkeit, ihn den Menschen zu verkünden, die auf uns als auf die Hirten und Lehrer der Wege Gottes schauen?“

Die Frage des Papstes trifft ins Zentrum, und davon, wie sie beantwortet werden kann und muß, hängen Wert und Rang des Konzils im wesentlichen ab, zumal das Konzil ein pastorales, ein Erneuerungskonzil sein wollte. Paul VI. glaubt, die Frage „in aller Schlichtheit“ mit Ja beantworten zu können, schon deshalb, „weil dies die erste und grundlegende Absicht war, aus der der Gedanke, ein Konzil abzuhalten, entsprang und Gestalt annahm.“ Schließlich hatte ja Papst Johannes XXIII. in der Eröffnungsansprache vom 11. Oktober 1962 dem Konzil eine eindeutig religiöse Aufgabe vorgezeichnet mit den Worten: „Die Hauptaufgabe des Konzils ist es, das heilige Erbgut der christlichen Lehre wirksamer zu bewahren und zu verkünden . . . denn es ist wahrhaftig so: Christus hat das Wort gesprochen: ‚Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit‘. Dieses Wort sagt uns, worauf wir vor allem unsere Kräfte und Gedanken richten müssen.“

Die Situation der Zeit

Um den religiösen Ertrag des Konzils genauer zu beschreiben, skizziert der Papst kurz, aber in kräftigen, treffenden Strichen die Zeitverhältnisse, in denen das Konzil stattfand.

„Es war eine Zeit, die, wie jeder zugeben wird, eher auf die Eroberung der Welt als auf das Himmelreich eingestellt ist, eine Zeit, in der die Gottvergessenheit zur Regel geworden ist und scheinbar — aber zu Unrecht — vom Fortschritt der Wissenschaft verlangt wird, eine Zeit, in welcher der grundlegende typische Akt der menschlichen Persönlichkeit, die zum vollen Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Freiheit gekommen ist, sich zu einer absoluten Autonomie bekennen und sich von transzendenter Bindung befreien will, eine Zeit, in welcher der Laizismus die logische Folgerung moderner Weltanschauung und die letzte Weisheit der diesseitigen Ordnung der Gesellschaft zu sein scheint, eine Zeit ferner, in der das geistige Schaffen den Gipfel des Irrationalismus und der Verzweiflung erreicht, eine Zeit endlich, in der auch in den großen nichtchristlichen Weltreligionen Erschütterungen und Niedergangerscheinungen zu verzeichnen sind, die man früher nicht gekannt hat. In dieser Zeit wurde unser Konzil abgehalten zur Ehre Gottes, im Namen Christi, unter dem Antrieb des Heiligen Geistes, der alles durchdringt, ‚alles erforscht‘ und der noch immer die Kirche beseelt, ‚damit wir erkennen, was uns von Gott gegeben ist‘ (vgl. 1 Kor. 2, 10 — 12) und ihr die tiefe und zugleich umfassende Schau von Welt und Leben gibt.“

Botschaft vom lebendigen Gott

Angesichts dieser geistigen Verfassung der Menschheit hat sich das Konzil auf den Boden einer „theozentrischen und theologischen Auffassung von Mensch und Universum“ gestellt, einer Auffassung, „die das Urteil der Welt anfangs als töricht bezeichnen wird, dann aber, so hoffen wir, als echt menschlich, weise und heilsam erkennen wird.“ Was ist der Kerninhalt dieses vom Papst gemeinten theozentrischen und theologischen Verständnisses des Menschen und der Welt, das vom Konzil bekundet wird? Der Papst sagt dazu:

„ . . . nämlich, daß es einen Gott gibt, daß er wirklich ist, daß er lebendig, persönlich, daß er Vorsehung und unendlich gut ist, ja das er nicht nur in sich gut ist, sondern unendlich gut auch zu uns — unser Schöpfer, unsere Wahrheit, unser Glück in dem Maße, daß die Fähigkeit, auf ihn unsere Blicke und unsere Herzen zu richten — wir nennen das Beschauung — zum höchsten und reichsten Akt des Geistes wird, zu einem Akt, der auch heute der unermeßlichen Pyramide der menschlichen Tätigkeit eine hierarchische Ordnung verleihen kann und muß.“

Um diese Kernbotschaft gruppiert sich, auf sie hin versteht sich in der Sicht des Papstes alles übrige, was auf dem Konzil beschlossen und verkündet wurde, so vor allem die Reflexion auf die Kirche selbst und die Beschäftigung mit der modernen Welt.

Gott gegenwärtig in der Kirche

Gegenüber der Feststellung, daß die theozentrische und theologische Schau des Menschen und der Welt die Kernbotschaft des Konzils ist, könne man, wie der Papst selbst ausführt, sagen, „daß das Konzil in der Hauptsache eher mit der Kirche, mit ihrer Natur,

ihrer Gliederung, ihrer ökumenischen Berufung, ihrer apostolischen und missionarischen Tätigkeit beschäftigt hat als mit den göttlichen Wahrheiten.“ Diesem Einwand gegenüber räumt der Papst ein:

„Als jahrhundertealte Religionsgemeinschaft hat die Kirche den Versuch unternommen, eine Reflexion über sich selbst anzustellen, um sich besser kennenzulernen, um sich klarer zu umschreiben und um daraus ihre Meinung und ihre Vorschriften zu ordnen. Das stimmt.“

Und er fährt fort:

„Aber die Schau nach innen war nicht Selbstzweck, war kein Akt rein menschlicher Weisheit und nur diesseitiger Kultur. Die Kirche hat sich in ihrem inneren geistlichen Bewußtsein gesammelt, nicht um sich in gelehrten Analysen der Religionspsychologie oder der Geschichte ihrer Erfahrungen zu gefallen, noch auch, um sich der erneuten Behauptung ihrer Rechte und der Umschreibung ihrer Gesetze zu widmen, sondern um in sich selbst, in ihrem Leben und Wirken, im Heiligen Geist das Wort Christi wiederzuentdecken und tiefer in ihr Geheimnis einzudringen, d. h. den Plan Gottes mit ihr und seine Gegenwart in ihr, und um in sich den Glauben zu beleben, der das Geheimnis ihrer Sicherheit und Weisheit ist und jener Liebe, die sie verpflichtet, immerdar das Lob Gottes zu singen.“

Daraus, und zwar besonders aus der Aussage, daß es bei der Selbstbesinnung der Kirche auf dem Konzil darum ging, „im Heiligen Geiste das Wort Christi wiederzuentdecken und tiefer in ihr Geheimnis einzudringen, d. h. in den Plan Gottes mit ihr und seine Gegenwart in ihr“, wird ersichtlich, daß die Reflexion der Kirche über sich selbst vollkommen religiös, auf Gott ausgerichtet war. „Diese unmittelbare und erste religiöse Absicht“ scheint besonders durch, so konstatiert der Papst, in den Konzilsdokumenten über die Liturgie, die göttliche Offenbarung, die Kirche, die Priester, die Ordensleute und die Laien. Sie zeigen zugleich, „wie klar, frisch und reich der geistliche Strom ist, den der lebendige Kontakt mit dem lebendigen Gott im Schoß der Kirche aufbrechen und von ihr sich ergießen läßt über die ausgetrockneten Schollen unserer Erde.“

Beschäftigung mit der Welt als Pflicht der Heilssendung

Auch die starke Beschäftigung des Konzils mit der modernen Welt war kein Selbstzweck, sagt der Papst, vielmehr von dem Verlangen bestimmt, „die sie (die Kirche) umgebende Gesellschaft kennenzulernen, sich ihr zu nähern, sie zu verstehen, zu durchdringen, ihr zu dienen, ihr die Botschaft des Evangeliums zu verkünden und sie aufzunehmen, gleichsam um ihr nachzugehen in ihrer raschen und fortwährenden Wandlung.“ Mit dieser Haltung wollte das Konzil auf die „Entfremdung und den Bruch zwischen der Kirche und der profanen Kultur reagieren, der sich im Laufe der vergangenen Jahrhunderte, im vergangenen und besonders in diesem Jahrhundert vollzogen“ hat. Der eigentliche Ausgangspunkt für diese Haltung jedoch war die „wesentliche Heilssendung der Kirche“, die „im Konzil nachhaltig und unaufhörlich wirksam gewesen“ ist, und zwar „in einem

Maße, daß sie bei einigen den Verdacht aufkommen ließ, daß ein toleranter und übermäßiger Relativismus gegenüber der äußeren Welt, der ständig fortschreitenden Geschichte, den kulturellen Modeströmungen, den zufälligen Bedürfnissen und dem Denken der anderen Personen und Handlungen des Konzils bestimmt hätte zum Schaden der Treue, die der Tradition gebührt, und auch zum Schaden der religiösen Ausrichtung des Konzils selbst.“

Die intensive Beschäftigung des Konzils mit der Welt entsprang also der Sendung sowie der Hirtenpflicht und Hirtensorge der Kirche. Deshalb fand, so stellt Paul VI. fest, „die religiöse Haltung unseres Konzils vornehmlich in der Liebe ihren Ausdruck.“ Gerade auf Grund dieser Hauptorientierung kann niemand es „der Irreligiosität oder der Untreue gegenüber dem Evangelium zeihen, wenn wir uns vor Augen halten, daß es Christus selbst ist, der uns lehrt, daß die Liebe zu den Brüdern das Unterscheidungsmerkmal seiner Jünger ist (vgl. Joh. 13, 35).“

Sorge um den konkreten Menschen

Aus der Verpflichtung durch ihre Heilssendung und aus dem Liebesgebot heraus hat „die Kirche des Konzils sich – außer mit sich selbst und der Beziehung, die sie mit Gott eint – mit dem Menschen beschäftigt, und zwar mit dem Menschen, wie er heute wirklich ist.“ In diesem Zusammenhang zeichnet der Heilige Vater dann den heutigen Menschen in einer Weise, die tiefe Anteilnahme offenbart. Der Mensch von heute ist in seinen Worten

„der lebendige Mensch, der ganz mit sich selbst beschäftigte Mensch, der Mensch, der sich nicht nur zum Mittelpunkt jeglichen Interesses macht, sondern der es wagt, von sich zu sagen, daß er Prinzip und Grund aller Wirklichkeit sei. Das ganze Phänomen Mensch, das heißt angetan mit den Masken seiner zahllosen Aufmachungen, hat sich gleichsam vor die Konzilsväter hingestellt, die ja auch Menschen sind, und darum aufmerksame und liebebefüllte Hirten und Brüder: der tragische Mensch mit seinem eigenen Schicksal, der Übermensch von gestern und heute, der deshalb stets gebrechlich und unaufrichtig, egoistisch und voll Leidenschaft ist, dann der über sich selbst unglückliche Mensch, der lacht und weint, der vielschichtige Mensch, der bereit ist, jede Rolle zu spielen, der starre Mensch, der nur die wissenschaftliche Wirklichkeit pflegt, der Mensch, wie er ist, der denkt, liebt, arbeitet, der stets auf etwas wartet, der ‚filius accrescens‘, der wachsende Sohn (Gen. 49, 22), der durch die Unschuld seiner Kindheit, durch das Geheimnis seiner Armut und durch seinen Reueschmerz heilige Mensch, der Mensch als Individuum und als Gemeinschaftswesen, der Mensch, der die Vergangenheit preist, und der Mensch, der von der Zukunft träumt, der sündige Mensch und der heilige Mensch, und so weiter.“

Nicht nur von den einzelnen Menschen hat das Konzil mit Liebe gesprochen, es hat auch antikirchlichen und antichristlichen Bewegungen gegenüber die Haltung der Liebe eingenommen:

„Der laizistische und profane Humanismus ist schließlich in seiner furchtbaren Gestalt erschienen und hat in einem gewissen Sinn das Konzil herausgefordert. Die Religion des Gottes, der Mensch wurde, ist der Religion (denn sie ist es) des Menschen begegnet, der sich zum Gott macht. Was ist geschehen? Ein Zusammenstoß, ein Kampf, ein Anathem? Es hätte sein können, aber es ist nicht geschehen. Die alte Geschichte vom Samariter wurde zum Beispiel für die Geisteshaltung des Konzils. Eine ganz große Sympathie hat es ganz und gar durchdrungen.“

Überhaupt verweilt das Konzil weit mehr bei der guten Seite des Menschen als bei der traurigen:

„Seine Einstellung war ausgesprochen und bewußt optimistisch. Ein Strom von Zuneigung und Bewunderung hat sich vom Konzil über die moderne Welt des Menschen ergossen. Ja, Irrtümer wurden zurückgewiesen, weil Liebe und Wahrheit es verlangen; für die Personen gab es nur Einladung, Achtung und Liebe. Anstelle deprimierender Diagnosen aufmunternde Heilmittel, statt unheilvoller Voraussagen wurden vom Konzil an die heutige Welt Botschaften des Vertrauens gerichtet; ihre Werte wurden nicht nur respektiert, sondern geehrt, ihre Bemühungen unterstützt, ihre Bestrebungen geläutert und gesegnet.“

Ausdruck der Liebe der Kirche ist der Dialog, den das Lehramt mit dem modernen Menschen eingegangen ist; ferner „die leichtfaßliche und freundschaftliche Sprache der Hirtenliebe“, die sie angenommen hat, die Verwendung der Umgangssprache, „die von der gelebten Erfahrung ausgeht und dem herzlichen Empfinden eine ansprechende Lebendigkeit und größere Überzeugungskraft verleiht.“

Kirche Dienerin und Leben der Menschheit

Bei all dem, hebt der Papst weiter hervor, ging es dem Konzil um einen Dienst am Menschen. „All dieser Reichtum an Lehre hat sich in einer einzigen Richtung bewegt: dem Menschen zu dienen. Wir meinen den Menschen in jeder Lage, in jeder Schwäche, in jeder Not. Die Kirche hat sich gewissermaßen zur Dienerin der Menschheit erklärt . . . die Idee des Dienstes hat eine zentrale Stellung eingenommen.“ Diese Hinlenkung in die „anthropozentrische Richtung der modernen Kultur“ (dabei betont der Papst, daß die „Hinlenkung“ keine „Ablenkung“ war) gehörte notwendig zum pastoralen Charakter, den das Konzil zu seinem Programm gemacht hatte. Die Kirche „beugt sich“ darin „zum Menschen und zur Erde, aber sie erhebt sich zum Gottesreich.“ Es erweist sich von neuem die Verbindung, die Konvergenz, der katholischen Religion und des menschlichen Lebens „in einer einzigen menschlichen Wirklichkeit: die katholische Religion ist für die Menschheit in einem gewissen Sinne das Leben der Menschheit.“ Diese gewichtige Aussage untermauert der Papst mit den folgenden Hinweisen:

„Sie ist das Leben durch die endlich genaue und hohe Bedeutung, die unsere Religion über den Menschen gibt . . . Sie gibt diese Erklärung gerade wegen ihres Wissens von Gott: um den Menschen zu kennen, den wahren Menschen, den ganzen Menschen,

muß man Gott kennen . . . Sie ist das Leben, denn sie beschreibt die Natur und die Bestimmung des Lebens. Sie gibt ihm seinen wahren Sinn. Sie ist das Leben, denn sie konstituiert das höchste Gesetz des Lebens, und sie gibt dem Leben die geheimnisvolle Energie, die es, so können Wir sagen, göttlich macht.“

Gott wiederfinden auf dem Weg brüderlicher Liebe

Den tiefsten Grund aber, warum die Kirche die „anthropozentrische Richtung“ einschlagen und sich zur „Dienerin der Menschheit“ erklären kann, beschreibt der Papst in folgendem Passus:

„Wenn wir . . . uns daran erinnern, wie wir im Antlitz eines jeden Menschen, besonders wenn es durch Tränen und Schmerzen durchscheinend geworden ist, das Antlitz Christi, des Menschensohnes, wiedererkennen können und müssen (vgl. Mt. 25, 40), und wenn wir im Antlitz Christi dann das Antlitz des himmlischen Vaters wiedererkennen können und müssen: „Wer mich sieht“, sagt Jesus, „sieht auch den Vater“ (Joh. 14, 9), dann wird unser Humanismus christlich, und unser Christentum wird theozentrisch, so sehr, daß wir auch sagen können: um Gott zu kennen, muß man den Menschen kennen.“

Im darauf folgenden Schlußteil seiner Rede stellt der Papst noch einmal die Frage nach dem religiösen Ertrag des Konzils, nach „seiner tiefsten religiösen Bedeutung“, wie er jetzt sagt, und sieht sie in der „Einladung (durch das Konzil) an die heutige Menschheit, auf dem Weg brüderlicher Liebe Gott wiederzufinden“. Der ganze Abschnitt lautet:

„Wäre also jetzt dieses Konzil, das seine unermüdliche Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Menschen zugewandt hat, dazu bestimmt, der modernen Welt den Weg eines befreienden und tröstenden Aufstieges aufzuzeigen? Wäre es nicht schließlich eine einfache und feierliche Unterweisung, den Menschen zu lieben, um Gott zu lieben? Wir meinen damit, den Menschen nicht als Instrument zu lieben, sondern als ein erstes Ziel in Richtung auf das transzendente höchste Ziel, den Ursprung und Grund jeder Liebe. So offenbart sich dieses Konzil ganz und gar in seiner tiefsten religiösen Bedeutung als nichts anderes als eine mächtige und freundliche Einladung an die heutige Menschheit, auf dem Weg brüderlicher Liebe Gott wiederzufinden.“ E. M.

Berichte

WIR ALLE ERLEBEN, WIE SEHR DER HORIZONT des heutigen Menschen sich weitet, wie aufgeschlossen er ist für politische und soziale Entwicklungen auch in den entferntesten Ländern, und daß er verhältnismäßig schnell begreift, daß auch er Verantwortung trägt für Menschen, die der Hilfe bedürfen.

So war es nicht erstaunlich, daß eines Tages auch im Institut der Frauen von Schönstatt die Frage eines Einsatzes in der Mission aufkam. Der Wunsch wurde durch eines der Mitglieder, eine Ärztin, an die Leitung herangetragen. Dem Verlangen wurde zunächst nur zögernd nachgegeben, weil man sich bewußt war, welch außerordentliche Schwierigkeiten das Alleinstehen in einer so fremden Umwelt mit sich bringen würde. Schließlich reiste 1956 die erste Frau von Schönstatt, eine Ärztin, vermittelt durch das Missionsärztliche Institut in Würzburg, in die Mission aus. Es wurde ihr die Betreuung des Hospitals in Kagondo in Tansania übertragen, das in der Nähe von Bukoba liegt, wo der erste afrikanische Kardinal Rugambwa seinen Sitz hat.

Das Hospital befand sich nicht gerade in gutem Zustand. Es umfaßte etwa 120 Betten, war aber nicht kontinuierlich durch einen Arzt versorgt gewesen. Das Können der Chirurgin, ihre unermüdlige Einsatzbereitschaft bei Tag und Nacht und ihr für die Missionsarbeit und die Kranken aufgeschlossenes Herz, brachten eine ruhige und stetige Aufwärtsentwicklung des Hospitals mit sich. Bald hatte es einen weiten und guten Ruf, so daß trotz der schwierigen Wegeverhältnisse die Afrikaner Tagesreisen machten — Entfernungen von 200—300 Meilen —, um sich im Hospital Kagondo operieren zu lassen. Schon bald mußte man beginnen, Raum für weitere Betten zu schaffen. Aber nach drei Jahren des Alleinstehens im fremden Land, unter fremden Menschen, stellte sich mehr und mehr heraus, daß diese Lösung auf die Dauer nicht ausreichte. —

So reiste auf Einladung von Exz. Lanctôt, der damals Bischof der Diözese Bukoba war, eine Verantwortliche der Gemeinschaft nach Tansania, um zu klären, ob ein Missionseinsatz der Frauen von Schönstatt sinnvoll war oder ob es nicht richtiger sei, die Ärztin wieder in die Heimat zurückkommen zu lassen. Viele Einblicke und Gespräche an Ort und Stelle zeigten, wie notwendig gerade heute die Anwesenheit von katholischen Laien in der Mission ist. Je selbständiger und selbstbewußter die Afrikaner werden, umso dringlicher ist es, daß sie auch Laien erleben, die ihr Leben ganz nach christlichen Grundsätzen gestalten und so auch für sie vorbildlich sein können. Als schweres Erbe der Kolonisation sahen sie bisher mehr oder weniger nur, daß Schwestern, Patres und Brüder in die Kirche gehen, während die übrigen Europäer einen nicht gerade vorbildlichen Lebenswandel führten. — Da gleichzeitig mit diesen Erkenntnissen innerhalb der Gemeinschaft von einzelnen Mitgliedern immer wieder die Nachfrage nach der Möglichkeit eines Einsatzes in der Mission kam, glaubten wir den Willen Gottes darin zu erkennen und entschlossen uns, der Bitte von Exz. Lanctôt zu entsprechen und nicht nur für Kagondo noch eine zweite Ärztin zu entsenden, sondern gleichzeitig in Isingiro, das weiter draußen im Busch liegt, ganz neu mit der Arbeit auf einer Missionsstation zu beginnen. Mit Hilfe von „Misereor“ errichteten wir dort eine Station mit 34 Betten und entsandten eine Krankenschwester und eine Hebamme dorthin. Für beide Stationen stellten wir auch noch je eine Lehrerin zur Verfügung, um im Sinne unserer Schönstattsendung nicht nur pflegerisch, sondern vor allem auch erzieherisch wirken zu können. Die ersten Besprechungen ergaben schon, daß eine solche apostolisch-erzieherische Aufgabe nicht nur geduldet, sondern bereitwillig angenommen wurde.

Im Jahre 1960 reiste die zweite Ärztin, eine Internistin, aus, die vor allem reiche Erfahrung auf dem Gebiet der Tuberkulose hat und den Auftrag erhielt, im gesamten Distrikt eine Tbc-Fürsorge aufzubauen. In Kagondo selber bekam sie ein kleines abseits gelegenes Haus, um die Tuberkulösen auch stationär aufnehmen zu können. Das Haus soll jetzt durch die Deutsche Entwicklungshilfe zu einem kleinen Tbc-Sanatorium für den ganzen Distrikt ausgebaut werden. In der Zwischenzeit verfügt das Hospital Kagondo über 190 Betten, die aber oft nicht ausreichen, so daß immer noch Notbetten aufgestellt werden müssen. Im letzten Jahr führte die Ärztin allein 596 Operationen durch.

Die Missionsstation Insingiro stand bei der Erkundungsreise im Jahre 1959 erst in ihren Anfängen. Außer der neu erbauten Kirche und dem Haus für die Patres war nur eine Volksschule vorhanden, die von der Missionsstation unterhalten wurde. Bei einer kleinen Begrüßungsfeier hatten die Afrikaner eindringlich um den Bau eines Hospitals gebeten und immer wieder nach Detailschilderungen ihrer Notsituation flehentlich das Wort „Hospitaly“ gerufen. In dem Gebiet herrschte noch eine Kindersterblichkeit von mehr als 50 Prozent. Das nächste Hospital ist 70 km entfernt.

Misereor nahm sich des Objektes an, und so konnte im Jahr 1960/61 eine Dispensary mit 5 Betten und das Haus für die Unterbringung unserer Missionarinnen erbaut werden. Ende Januar 1961 reisten die Krankenschwester und die Hebamme aus, um sich zunächst einmal im Kagondo-Hospital einzuarbeiten und die Sprache zu erlernen, ehe im Herbst 1961 mit der Arbeit begonnen wurde.

Im Sommer 1961 reisten dann die vorgesehenen zwei Lehrerinnen nach. Die eine sollte in Kagondo an der Hauswirtschaftsschule arbeiten und die andere eine entsprechende Arbeit für Frauen und Mädchen in Insingiro aufbauen. Da unsere spezielle Aufgabe auf dem erzieherischen Sektor liegt, war es uns sehr wichtig, an beiden Stationen mit einer derartigen Arbeit zu beginnen.

Sehr schnell kamen in Insingiro die hilfsbedürftigen Menschen, um Rat zu holen, Medizin in Empfang zu nehmen und um auch, wenn nötig, stationäre Behandlung zu finden. In dem dünnbesiedelten Land und bei den weiten Entfernungen war es schon viel, wenn täglich zwischen 25—50 Patienten zur Dispensary kamen. Es wurde aber auch gleichzeitig der Bau des kleinen Hospitals in Angriff genommen, der im April 1963 beendet wurde. Jetzt stehen 34 Betten zur Verfügung, und unsere Missionarinnen können den Leuten eine recht beachtliche Hilfe zuteil werden lassen, wenn sie

auch chirurgische Fälle noch immer zum nächsten Arzt-Hospital bringen müssen.

Langsam hat sich auch der Segen der kleinen Entbindungsstation bemerkbar gemacht. Es brauchte längere Zeit, bis die Leute verstanden, daß es besser ist, zu einer Entbindung ins Hospital zu kommen als draußen in den primitiven Verhältnissen der Hütte zu bleiben, wo Großmütter nach alten Riten sich um die Geburt kümmern und mangels guter Hygiene sehr oft Mütter und Kinder sterben. Auch jetzt geschieht es noch oft, daß total erschöpfte Frauen zum Hospital gebracht werden, bei denen die Geburt draußen in der Hütte nicht glatt verlief und die dann im letzten Augenblick Zuflucht im Hospital suchen. — Mittlerweile hat eine dritte Pflegerin mit ihrer Arbeit in Insingiro begonnen, und wir stehen vor der Frage, ob das kleine Hospital zu einem Arzthospital ausgebaut werden soll, an dem eine Ärztin unserer Gemeinschaft die in diesem Gebiet so dringend notwendige Chirurgie ausüben kann.

Unser großes Anliegen aber war und ist die Erziehung. Die Entwicklung eines Landes ist wesentlich abhängig vom Bildungsstand der Frauen und Mädchen, und diese liegt leider noch sehr im argen. In Kagondo konnte unsere Lehrerin bald in der von den Weißen Schwestern begonnenen Hauswirtschaftsschule eine Klasse übernehmen. Diese Lehrerin bemühte sich von Anfang an, im Sinne unserer schönstättischen Erziehung eine Vertrauensatmosphäre zu schaffen, die jungen Mädchen zum Gespräch anzuleiten (was diese überhaupt nicht gewohnt sind), sie zu einer Meinungsbildung zu führen und Überzeugungen zu schaffen. Das war gar nicht leicht, da die Kinder und jungen Mädchen in der Erziehung durch die eigene Familie angehalten werden zu schweigen, bis sie selber verheiratet sind und einen eigenen Hausstand haben. Aber die ganze Situation der Entwicklung und politischen Auseinandersetzungen macht es dringend notwendig, daß in dieser Hinsicht, ob im religiösen Bereich oder auch im sozialen und politischen, eine Änderung erfolgt, sonst verfallen sie der kommunistischen Propaganda der Chinesen.

Das Bemühen um die freie Meinungsbildung und Äußerung in der Schulklasse wurde noch unterstützt durch die in der Klasse begonnene Gruppenarbeit. Die Mädchen durften sich frei entschließen, ob sie teilnehmen wollten oder nicht. Es brauchte lange Zeit, bis sie eine Arbeit im Sinne der Idealerziehung auch nur annähernd begriffen hatten. Die Weißen Schwestern waren großzügig genug, auch in den beiden schon bestehenden Klassen eine Gruppenarbeit im Sinne Schönstatts zu för-

dern, und so war es möglich, über diese Gruppenarbeit schon bald einen weiten Einfluß zu gewinnen. — Eine der Ärztinnen begann dann mit einer Gruppenarbeit bei afrikanischen Pflegerinnen, sowohl in Kagondo als auch auf den Außenstationen. Bei den jährlichen Pflegerinnen-Exerzitien des Bezirkes konnte sie seitdem Jahr für Jahr in Zusammenarbeit mit dem Exerzitienmeister die Welt des Liebesbündnisses bei den jungen afrikanischen Mädchen vertiefen.

In Isingiro begannen wir die Arbeit bei Frauen und Mädchen mit Nähkursen an Ort und Stelle und draußen auf den Filialen, wohin auch regelmäßig ein- oder zweimal im Monat eine unserer Pflegerinnen fährt, um dort den Menschen zu helfen. Die Nähkurse sind bei Frauen und Mädchen sehr begehrt. Und mit den langsam wachsenden Sprachkenntnissen — es ist außerordentlich schwer, in der Eingeborenen-sprache nicht nur die alltäglichen Dinge zu besprechen, sondern im tieferen seelischen Bereich die Menschen anzusprechen — konnten auch diese Kurse für die Erziehung und Weiterbildung ausgenutzt werden.

Wir spürten aber sehr bald, daß für eine Tiefenwirkung bei der erzieherischen Arbeit vor allem der Einbruch der Gnade notwendig ist und dazu eine Beheimatung und Veranschaulichung im sichtbaren Bereich für das, was an Ideen aufgezeigt wurde. So entschlossen wir uns, in Isingiro ein Heiligtum unserer Dreimal wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt zu bauen, das für unsere eigenen Mitschwestern Kraftquelle und Ort der Beheimatung im fremden Land ist, aber auch als Segensquelle für die Entwicklung der jungen Generation der Afrikaner wirken soll. Am 2. Februar 1964 wurde das Heiligtum von Exz. Lanctôt eingeweiht und mit eindringlichen Worten der Bevölkerung empfohlen. Der Bischof sagte unter anderem: „Wo ein solches Heiligtum steht, da ist Schönstatt und das Wirken der Gottesmutter lebendig. . . . Und Ihr, meine lieben Christen von Isingiro, fragt Eure Schwestern, wann endlich sie Euch sagen, was Ihr tun müßt, um aufgenommen zu werden in diese große, schöne Bewegung.“

Es stellte sich sehr bald die dringende Notwendigkeit heraus, zur Vertiefung und Intensivierung der Arbeit bei Mädchen und Frauen auch in Isingiro mit einer Hauswirtschaftsschule zu beginnen, die dann gleichzeitig mit einer Art Heimmüterschule verbunden werden sollte, um auch den schon verheirateten Frauen noch eine Möglichkeit zu geben, sich intensiver mit Nähen, Kochen, Säuglings- und Kinderpflege und auch mit den notwendigen hygienischen Maßnahmen vertraut zu machen. Die deutsche Entwicklungshilfe gewährte uns

1964 einen bedeutenden Zuschuß zu dem Projekt, und so konnten wir zu Ende des Jahres 1965 den Bau der Schule vollenden. Der erste Jahrgang der Hauswirtschaftsschule hatte bereits im Frühjahr 1964 begonnen und konnte jetzt in den Schulneubau übersiedeln. Es war darum notwendig, daß im Herbst 1963 eine weitere Frau von Schönstatt zur Unterstützung der sozialen Arbeit nach Isingiro ausreiste.

Wenn man heute nach Isingiro kommt, sieht die Station ganz verändert aus: Zu den anfänglichen Bauten: Kirche, Patreshaus und Volksschule gibt es jetzt das Haus für unsere Mitschwestern, das Hospital, ein Wohnheim für afrikanische Pflegerinnen, die Hauswirtschaftsschule, verbunden mit der Heimmüterschule und außerdem noch eine Mittelschule, die von Afrikanern geleitet wird. Isingiro ist eine ansehnliche Missionsstation geworden, die einigermaßen den Bedürfnissen einer sich langsam aufbauenden modernen Missionsarbeit entspricht. Vieles fehlt noch und wir erfahren immer wieder die Grenzen unserer Möglichkeiten. Vor allem wegen der bestehenden Sprachschwierigkeiten ist es sehr schwer, die afrikanische Seele zu verstehen. Da sich die Menschen selbst nicht gerne öffnen, erlebt man des öfteren, daß man sie kränkt, wo man glaubt, ihnen Gutes zu tun und daß man immer wieder neu anfangen muß, im selbstlosen Dienst sich ganz zu verschenken, um vielleicht gelegentlich zu erfahren, daß man sie verstanden hat und ihnen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch helfen konnte, und daß man auf diese Weise einen kleinen Beitrag leisten konnte, dem so gefahrvoll voranschreitenden Einfluß des Kommunismus wirksam zu begegnen.

Eine unserer Lehrerinnen ist seit einem Jahr durch Kardinal Rugambwa vom Schuldienst befreit worden, um ganz für das Schönstatt-Apostolat frei zu sein. Sie hält jetzt nicht nur ihre Gruppenarbeit bei den Mädchen der Schule, sondern fährt auch regelmäßig in die Dörfer, um die jungen Mädchen draußen weiterhin zu erfassen und den Kontakt zu halten zu den Jungverheirateten und den durch sie neu begründeten Familien, um weitere Arbeit auch bei Pflegerinnen tun zu können und nach Möglichkeit eine Gruppenarbeit bei jungen Familien aufzubauen. Eine solche Arbeit verlangt mehr als nur einen Menschen, und es ist einstweilen noch unmöglich, sie den jungen Afrikanern selbst zu übergeben; aber wir hoffen sehr, daß sie nach und nach auch zu Selbstständigkeit und Verantwortungsfreudigkeit erzogen werden können. Es ist nur ein kleines Bemühen in einem sehr begrenzten Raum Tanzanias. Wir hoffen, vielleicht in absehbarer Zeit Unterstützung in unserer Arbeit durch Schönstattpriester zu erhalten.

ten; denn nur dann wird es möglich sein, weiteren Einfluß bei Priestern und führenden Laien auszuüben, — und gerade das ist notwendig, wenn der Wirkradius erweitert werden soll. Aber das kleine Samenkorn muß

sicher zunächst in aller Bescheidenheit in den Erdboden eingesenkt werden, bevor es einmal reiche Frucht für das Reich unserer Dreimal wunderbaren Mutter und Königin tragen kann.
M. A. Monheim

DIE LIEBFRAUENHÖHE AUF DER SCHWÄBISCHEN ALB gehört in Deutschland zu den Schönstatt-Zentren mit der größten Aktivität. Über die Arbeit des Jahres 1965 erhielten wir von dort den folgenden Bericht:

Das erste, was vor Jahren auf der Liebfrauenhöhe errichtet wurde, war das Heiligtum unserer Dreimal wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt. Wir sorgten für den Gnadenhron der Gottesmutter und sie sorgte für die Häuser und für eine Kirche. Im Laufe der Jahre entstanden das Provinzhaus der Marienschwestern, ein staatlich anerkanntes Kindergärtnerinnenseminar und Räume für die Haushaltungsschule. Vor zwei Jahren kam ein eigenes Schulungsheim hinzu, und die Einweihung der Krönungskirche wird voraussichtlich im Mai dieses Jahres stattfinden.

Besonders in den Sommermonaten herrscht auf der Liebfrauenhöhe reges Leben. Das Kapellchen und das Schulungsheim sind zur Heimat der Schönstattfamilie der Diözese Rottenburg geworden. Hier finden alle Gliederungen sich ein zu Tagungen, Exerzitien, Wochenendveranstaltungen und größeren und kleineren Gruppentreffen. Immer häufiger auch kommen Wallfahrer zum Heiligtum. Darüberhinaus stehen unsere Räume auch anderen katholischen Gemeinschaften für Veranstaltungen offen.

Am lebhaftesten geht es in der Zeit der Sommerferien zu. Da tagt das Familienwerk, dessen Kurse oft sehr groß sind. Wir hatten bei einer einzigen Tagung schon an die hundert Personen im Haus, ungefähr dreißig Erwachsene und siebzig Kinder. Dann kommen in die geräumigen Doppelzimmer Kinderbetten für die ganz Kleinen, während die größeren Kinder in den Schlafsälen untergebracht werden. Mit dem gemeinsamen Gottesdienst am Morgen beginnt der Tagesablauf eines solchen Kurses. Anschließend finden sich Eltern und Kinder in den Speiseräumen zum Frühstück ein. Am Vor- und Nachmittag übernehmen einige Schwestern die Sorge für die Kinder. Währenddessen erarbeiten sich die

Eltern in Vorträgen und Diskussionen das katholische Eheideal und lassen sich in unsere Schönstattwelt einführen. Sie nehmen Stellung zu Fragen ihres Lebens und helfen sich durch gegenseitige Anregungen, die besonderen Familienprobleme unserer Zeit zu meistern. Bei gutem Wetter kann das kleine Volk inzwischen auf der Wiese oder im nahegelegenen Wald spielen; für Krabbelkinder wurde eigens ein Sandkasten eingerichtet. Eine Freude für Eltern und Kinder sind zwischendurch die Zeiten der gemeinsamen Erholung. Es ist schön zu beobachten, wie stolz und froh sich Väter und Mütter ihren Kindern widmen, aber auch, wie sorglos und glücklich die Kinder in der Liebe und Geborgenheit ihrer Eltern heranwachsen können.

Eine Vorstufe für das Familienwerk und eine gute Einführung in das Ehe- und Familienleben bieten die Brautleutetage und -wochen, die regelmäßig durchgeführt werden. In den Brautleutewochen wird ein reichhaltiges Programm geboten. Ein Priester, ein Arzt, ein Vater und eine Mutter sprechen über Würde, Sinn und Aufgabe der Ehe in katholischer Sicht, eine Familien- und eine Hauswirtschaftsschwester geben praktische Anweisungen, unter anderem über gesunde Ernährung sowie für Heim- und Festgestaltung. Der Anschauungsunterricht weckt meist großes Interesse. Die geselligen Abendveranstaltungen unterstreichen die gewonnenen Erkenntnisse auf ihre Weise, sie geben der Freude und Entspannung Raum und tragen durch ihren familienhaften, gelockerten Charakter dazu bei, daß die Tagungsteilnehmer sich gegenseitig näher kommen. Damit werden diese Wochen gleichzeitig zu Zeiten seelischer und körperlicher Erholung.

Die weibliche Schönstattjugend führt auf der Liebfrauenhöhe regelmäßig ihre Führerinnenschulungen durch. Da die Mädchen meistens berufstätig sind, werden die Schulungen übers Wochenende gehalten. Auf ein jeweils längeres Beisammensein wird Wert gelegt, da es im heutigen areligiösen Klima nicht mehr genügt, sich nur an einem Abend für ein oder

zwei Stunden auf seine apostolische Aufgabe zu besinnen. Höhepunkte in der Jahresarbeit der Mädchen bilden die Abteilungstage und der alljährliche Diözesantag. Aus allen Gegenden der Diözese Rottenburg kamen im vergangenen Jahr gegen 450 Mädchen zum Diözesantreffen zusammen. Früher mußte an solchen Tagen der Gottesdienst immer unter freiem Himmel gehalten werden. Das letzte Mal konnten wir die schon benedizierte Krönungskirche dazu benutzen. Pfarrer Warter deutete den Mädchen Wert und Sinn des Hausheiligums, das im Mittelpunkt der Jahresarbeit der weiblichen Schönstättjugend stand. Während der Feierstunde am Nachmittag wurden MTA-Bilder für die Hausheiligtümer der Mädchen gesegnet. Auf diese Weise entstand im letzten Jahr um unser Heiligtum auf der Liebfrauenhöhe ein Kranz von Hausheiligtümern, und zwar nicht nur innerhalb der Schönstättjugend, da die Idee der Hausheiligtümer auch in den anderen Gliederungen der Bewegung lebendig ist.

Auch die männliche Schönstättjugend fand sich im letzten Jahr zu Führerschulungen auf der Liebfrauenhöhe ein. Zu diesem Zwecke wurde in den Räumen unter der neuen Kirche ein Jugendheim für die männliche Jugend eingerichtet. Ebenso hält der Jungmännerbund seine Treffen bei uns ab. Zum Diözesantag, den die Jungmänner immer um den 4. Oktober — den Todestag Josef Englings — halten, waren das letzte Mal 120 Teilnehmer gekommen. Als ihr Symbol haben die Jungmänner hinter dem Heiligtum beim Josef-Engling-Stein (den die weibliche Jugend errichtete) Kreuze angebracht.

Wenn man von der Liebfrauenhöhe berichtet, darf das Krankenapostolat nicht unerwähnt bleiben. Jedes Jahr findet beim Heiligtum ein Krankentag statt, an dem alle teilnehmen, die es von ihren gesundheitlichen Verhältnissen her möglich machen können. Da dies für sie eine seltene Gelegenheit ist, freuen sie sich, wenn sie ihre Schmerzen und ihr Leid persönlich zum Heiligtum der Gottesmutter bringen können. Der Betreuerinnenkreis des Krankenapostolats kommt öfter auf der Liebfrauenhöhe zu Einkehrtagen zusammen; diese Aufgabe verlangt ja eine besondere Schulung. Bei einer Tagung im vergangenen Jahr haben sie sich einen mit Weihwasser gefüllten Krug zum Symbol erwählt. Wenn die Krankenbetreuerinnen seitdem zum Heiligtum kommen, wird hier immer Weihwasser gesegnet, das sie mit nach Hause und zu den Kranken nehmen als Zeichen für den Segen vom Heiligtum. Die jährlichen Exerzitien für die Kranken haben sich schon seit etlichen Jahren eingebürgert. Der Kurs, der meist im Oktober stattfindet,

war auch diesmal wieder gut besucht, und es ist beeindruckend zu erleben, mit welcher Dankbarkeit und Freude die Kranken oft große Opfer auf sich nehmen, um einige Tage beim Heiligtum zu sein.

Die stärkste Gliederung unserer Schönstättfamilie in der Diözese Rottenburg ist die Gemeinschaft der Schönstättmütter. Das Heiligtum auf der Liebfrauenhöhe wurde von den Müttern geistig miterbaut. Sie eropferten dafür die Monstranz, während die Trägerinnen zusätzlich die Kustodia erarbeiteten und zum Geschenk machten. Eine unvergeßlich große Feier war der Krönungstag am 11. Oktober 1964, zu dem über tausend Mütter aus der Diözese gekommen waren. In Prozession wurde damals die von den Müttern materiell und geistig eropferte Krone für die Gottesmutter vom Kapellchen in die Kirche gebracht. Auch im verflossenen Jahr waren wieder gegen tausend Mütter auf dem Diözesantag. Diesmal stand das Hausheiligum im Mittelpunkt der Vorbereitung des Tages. Viele Mütter faßten den Entschluß, die MTA in ihren Hausheiligtümern zur Königin zu krönen und nahmen eine kleine Kopie der Krone, die das Mütterzimmer unseres Schulungsheimes schmückt, zu diesem Zweck nach Hause mit. So wurde der Krönungsgedanke mit der Hausheiligumsströmung verbunden.

Die Apostolische Liga hatte neben Exerzitien und Schulungstagen im Juni 1965 ihren ersten Diözesantag bei unserem Heiligtum. Der Tag war durch das Referat und den Lichtbildervortrag von Schwester Mary aus Südafrika stark vom Missionsgedanken her geprägt und öffnete den Blick für Schönstatt in der weiten Welt.

Anfang November trafen sich mehr als hundert Vertreter aller Verbände, Bünde und Gliederungen der Schönstättbewegung der Diözese Rottenburg zu einem kleinen Delegiertentreffen. Die Referate, die von P. Klein und Subregens Gebert bestritten wurden, entsprachen dem Jahresprogramm „Kirche am neuen Ufer — wir bauen mit.“ Im Anschluß an die Referate setzten sich die Arbeitskreise zusammen, die einzelne Aufgaben aus der Jahreslosung diskutierten. Die Ergebnisse wurden zum Schluß von den Leitern der Arbeitskreise zusammengetragen und von Pfarrer Moser für die Jahresarbeit in der Diözese zusammengefaßt. Das Treffen war von einer schönen Familienhaftigkeit geprägt und bezeugte die lebendige Geschlossenheit unserer schwäbischen Schönstättfamilie.

Die Statistik der Liebfrauenhöhe für das Jahr 1965 ergibt folgendes Bild:

I. Veranstaltungen der Schönstattbewegung:

	Veranstaltungen	Teilnehmer
Schönstattpriester	18	269
Theologen	6	37
Frauen von Schönstatt	3	82
Familienwerk	9	887
Liga der Berufstätigen	15	646
Mütterliga	14	1339
Weibl. Schönstattjugend	16	794
Jungmänner	18	351
Kinder	7	932
Männer	1	56
Krankenapostolat	4	237
Bund berufstätiger Frauen	1	65
Diozesanrat	1	12
Oktobertagung	1	110
Bündnistage	11	3090
Wallfahrten	83	4525
insgesamt	208	13432

II. Veranstaltungen anderer Gemeinschaften:

	Veranstaltungen	Teilnehmer
Priester	1	10
Kathol. Mädchenjugend	33	990
Männer und Jungmänner	8	329
Frauen und Mütter	5	238
Altentage	3	196
Tage für junge Familien	1	111
Sozialgemeinschaften	4	86
Familienfestlichkeiten (Frühkommunion, Hochzeiten, Primiz)	22	836
insgesamt	78	2852

Damit fanden im Jahre 1965 auf der Liebfrauenhöhe im ganzen 286 Einzelveranstaltungen mit 16 284 Teilnehmern statt — gewiß ein Grund zu herzlichem Dank!

M. Iniga Krauß

Buchbesprechungen

DIE BUCHBESPRECHUNGEN IN UNSERER Zeitschrift sollen keineswegs als Füllsel dienen. Auch haben wir sie nicht deshalb von der ersten Nummer an eingeführt, „weil das so Mode ist“; vielmehr geht es uns dabei um ein Doppeltes: die Buchbesprechung ist eine Weise der Teilnahme an dem geistigen Gespräch, an dem wir uns von Schönstatt aus beteiligen wollen; außerdem soll durch sie unseren Lesern eine Hilfe zur geistigen Orientierung angeboten werden. Aus beiden Gründen wählen wir solche Bücher aus, an denen wir als Schönstätter besonders interessiert sind und sein müssen, und zeigen diese Bücher auch nicht nur kurz an, sondern gehen ausführlich auf sie ein. Die bisher besprochenen Bücher waren ausgesprochen wissenschaftlicher Natur. Das wird nicht immer so sein, und ist bei dem folgenden nicht der Fall, das wir aus der Reihe „Die Welt der Bibel — Kleinkommentare zur Heiligen Schrift“ des Patmos-Verlags, Düsseldorf, ausgesucht haben: „Geschichte Gottes mit dem Menschen“ von Fridolin Stier.

Schon der Titel läßt einen Schönstätter aufhören, kündigt er doch ein Thema an, das im Laufe der Schönstatt-Geschichte immer größere Aufmerksamkeit fand. Wie stark Geschichte in Schönstatt beachtet wird, zeigt die sorgfältige Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte, zeigt sich auch in der Bemühung, in der Geschichte, die man selbst mitgestaltet, die rechte Stellung einzunehmen, weder der aktivistischen noch der passivistischen Geschichtsauffassung zu verfallen (vgl. Oktoberbrief 1949!). Prof. Stier, der Tübinger Exeget, weist in dem vorliegenden Bändchen anhand der Hl. Schrift auf, daß die Geschichte der Menschheit zutiefst eine dialogische Wirklichkeit ist. Sie ist weder ein „Monolog Gottes“ noch ein „Monodrama des Menschen“, das heißt: weder ist Gott der einzige Frei-Handelnde in der Geschichte und damit sie Allein-Bestimmende und für alles in ihr Allein-Verantwortliche, noch kann man sagen, daß Geschichte Sache des Menschen allein ist. Sie ist, wie Stier darlegt, „Geschichte Gottes mit dem Menschen, zielgerichtet auf eine Vollendung zu, in der Gott seinen anfänglichen Plan mit

der Menschheit verwirklicht“ (S. 8). Auf die Fragen: „Geschieht Geschichte nur?“ Ist sie lediglich ein gesetzmäßig ablaufender Prozeß, wird sie von bloßer „Kausalität“, vom „Schicksal“ bestimmt? lautet die Antwort: „Sie wird getan! Von Gott mit dem Menschen, vom Menschen mit dem Menschen“ (S. 89).

Das wird besonders deutlich an und in der Heilsgeschichte, von der die Bibel berichtet. „Der Fundamentalsatz der Geschichte Israels lautet: Ich bin Jahwe, dein Gott, der aus dem Land Ägypten, aus dem Knechtshaus dich geführt‘ (Ex. 20, 2) . . . Zwischen zwei Subjekten, zwischen Gott und Mensch, als Ruf und Antwort, dialogisch begibt sich alle Geschichte Israels . . .“ (Umschlagklappe). „Die Geschichte Gottes mit Israel spielt in dialogischen Begriffen: Ruf — Antwort, Gebot — Gehorsam, Sendung — Treue, Verheißung — Vertrauen“ (S. 89 f.)

Dieser Charakter der Geschichte Israels kommt in bestimmten Ereignissen, bei bestimmten Personen in verdichteter Weise zum Ausdruck, und diese Höhepunkte greift Stier für seine Darstellung heraus: die Abraham- und Mosesgeschichte; Saul, David, Salomon; das Ringen zwischen Glaubensgehorsam und sogenannter Realpolitik zur Zeit der Propheten Amos, Isaia und Jeremias, den Untergang des Nord- und Südreiches, die babylonische Gefangenschaft und schließlich die nachexilische Zeit, in der die Herrschaft des Gesetzes errichtet wird. Das zusammenfassende Ergebnis der Geschichte Gottes mit Israel heißt: „Es ist ein Grundzug in Israels Geschichte, die Verheißung Gottes zu nehmen und seinem Geheiß sich zu weigern“ (S. 133). So war es im Alten, so bleibt es im Neuen Testament. Israel wartet auf den verheißenen Messias (genauer: auf zwei Messiasse, von denen der eine aus priesterlichem Geschlecht, der andere aus dem Stamme Davids hervorgehen soll. S. 99). Doch als der Messias, das „Wort Gottes . . . dem Menschen, der es besinnt, die Sprache verschlagend — leibhaftig in Menschengestalt“ erscheint, wird er nicht erkannt. Jesus fordert zur Entscheidung heraus, zunächst auf dem Schauplatz Galiläa, dann in Jerusalem. Hier

wird die alle früheren überragende göttliche Initiative in Jesus abgelehnt, es geschieht der „zweite Sündenfall“. Im Scheitern und Tod Jesu aber ist „in dieser Welt des Todes die neue Welt des Lebens eingebrochen“ (S. 132).

Zwei Eigentümlichkeiten des göttlichen Handelns in der Geschichte kommen in der Darstellung Stiers gut heraus: a) daß Gott oft und immer wieder einzelne Menschen oder Menschengruppen herausgreift und sie stellvertretend das Los der „vielen“, des ganzen Volkes, ja der Menschheit entscheiden läßt (so im Falle Abrahams, der Könige Roboam, Achaz); b) daß Gott seine Botschaften und Initiativen gern an „Törichte“, „Schwache“ in den Augen der Welt, an „Niedriggeborene“ und „Verachtete“ richtet und seine Werke durch sie vollbringen läßt (so wieder im Falle Abrahams, des Volkes Israel überhaupt, des Propheten Isaias; vgl. Lk. 10, 21: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde . . .“; ferner 1 Kor. 1, 18).

Einen nicht unerheblichen Mangel allerdings weist das Bändchen auf: der Dialog von Nazareth zwischen Gott, vertreten durch den Engel Gabriel, und der Jungfrau Maria ist mit keinem Wort erwähnt. M. E. hätte er in einem Kommentar, der sich auf die Höhepunkte der dialogischen Geschichte zwischen Gott und Mensch in der Bibel konzentriert, nicht fehlen dürfen. Er hat ja für den Neuen und Ewigen Bund eine grundlegend-entscheidende Bedeutung und bietet außerdem den exemplarischen Modellfall, wie der Mensch sich mit dem göttlichen Handeln zum Heil der Menschheit vermählen soll.

Fridolin Stier, Geschichte Gottes mit dem Menschen (Die Welt der Bibel, Kleinkommentare zur Heiligen Schrift. Herausgegeben von Eleonore Beck, Willibord Hillmann, Eugen Walter), 2. Aufl., Düsseldorf: Patmos-Verlag 1962, 134 S. E. Monnerjahn

JOSEF RATTNER HAT IM VORIGEN JAHR ein Buch herausgebracht unter dem Titel: „Psychologie und Psychopathologie des Liebeslebens. Eine Einführung in die tiefenpsychologische Lehre von Sexualität und Liebe in ihrer gesunden und kranken Erscheinungsweise.“ Im ersten Kapitel zeigt der Verfasser auf, wie entscheidend die Entwicklung der Liebesfähigkeit ist für die gesunde körperliche und seelische Entfaltung des Menschen. In den folgenden Kapiteln legt er dar, wie die verschiedenen Abirrungen des Geschlechtslebens durchwegs psychologische Ursachen haben und nicht auf eine krankhafte anormale Veranlagung zurückzuführen sind. Sie erklären sich nach Rattner aus dem Mangel an gesunden natürlichen Bindungen und aus der Angst vor echter Hingabe an ein Du. Aus den grundlegenden Ausführungen am Anfang des Buches seien die nachstehenden gewichtigen Äußerungen zitiert:

„In allen sexuellen Versagern und Perversionen findet man lediglich den vereinsamten, isolierten, angsthaften und egozentrischen Typus, der in seiner Jugend nicht den Zugang zum Herzen der Mitmenschen offen fand. Das verkümmert ausgebildete Gemeinschaftsgefühl nötigt auch zu Kummerformen des Liebeslebens, da die echte und verantwortungsvolle Bindung an ein Du des anderen Geschlechts als Gefährdung für das ängstliche und feindselig gestimmte Ich empfunden

wird.“ „Der Schwerpunkt sexueller Fehlhaltungen liegt immer im Psychischen.“ „Sexualität ist ein spezifisches Partnerschaftsproblem.“ „Das entscheidende Problem des Menschen ist seine Isoliertheit unter den Mitmenschen.“

„Für einen Großteil der Menschen besteht die Liebe darin, daß sie von einem Du geliebt zu werden wünschen. Im Gegensatz zu all diesen Auffassungen erklärt Fromm mit Recht, daß Liebe eine Kunst ist, die mit dem ganzen Einsatz der Persönlichkeit gelernt und ausgeübt werden muß. Der moderne Mensch ist gerne bereit, für berufliche und materielle Ziele Jahre seines Lebens einzusetzen; die Liebe jedoch läuft in seinen Bestrebungen nebenher. Selten wird sich jemand bewußt, daß er hier vor der größten Aufgabe des Menschen steht, nämlich: sich zu einem liebenden Menschen zu entwickeln.“ „Die Liebe ist der edelste Beruf, den der Mensch je ausüben kann.“ „Nur wer fähig ist, sich für einen andern einzusetzen, sein Wachstum und seinen Reifungsprozeß zu fördern, ist wahrhaft der Liebe fähig. Wer Verantwortung übernehmen kann für sich selbst wie auch für andere, wird die Aufgabe der Liebe erahnen können.“

„Die Kummerformen der Liebe, die an der Tagesordnung sind, zeigen uns, wie wenig reif die Menschen für eine Hingabe in diesem umfassenden Sinne sind. Soviel wir auch im Leben lernen: das eine, was not tut, lernen wir zu wenig: nämlich zu lieben.“ (S. 19)

„Zur Liebe ist nur fähig, wer sich selbst akzeptiert. Liebesfähigkeit ist demnach unteilbar: wer andere liebhaben will, darf sich selber nicht verneinen. Selbsthasser sind immer schlechte Liebende.“ (S. 20)

„Ein weitverbreiteter Irrtum der meisten Menschen besteht darin, daß sie von einer problem- und konfliktlosen Liebe träumen . . . Demgegenüber muß betont werden, daß eine echte menschliche Beziehung nie ohne Schwierigkeiten auskommt. Nur wer am andern vorbelebt, wird mit ihm keine Komplikationen erleben.“

Liebe ist also nicht Konfliktlosigkeit, sondern Austragen der Gegensätze . . . und unerschütterliches Bekenntnis zu einander trotz dieser Divergenzen und Schwierigkeiten. Gerade darin bewährt sich eine echte Liebesbeziehung, daß sie an Meinungsverschiedenheiten und Uneinigkeiten nicht zugrunde geht . . . Liebe ist nicht Ausruhen nebeneinander, sondern liebender Kampf und Konfliktüberbrückung zu einer Einigkeit, die täglich neu erobert werden muß.“

„Dies ist die Definition die Liebe: Einen andern Menschen so ins Gefühl aufnehmen, daß er uns ebensoviel bedeutet wie wir uns selber . . . Liebe ist der Versuch, einen Menschen absolut ernst zu nehmen und mit ihm den Lebensweg in grenzenloser Kommunikation zu beschreiten.“ (S. 27)

„In der Verwirklichung echter Liebe liegt die Chance des eigentlichen Menschseins.“

„Die Liebe ruft den Menschen zum Äußersten auf, zur grenzenlosen Selbst- und Wertver-

wirklichung. Sie hebt ihn angesichts des ‚Partners‘ aus der Anonymität des alltäglichen Lebens heraus. Sie verleiht allem Tun und Lassen erhöhte Bedeutsamkeit. Sie überwindet die Einsamkeit des menschlichen Herzens und schafft eine Heimat in der Welt, in welcher die Urangst des Menschen vor dem Verlassensein zum Schweigen gebracht wird. Sie macht den Menschen erst im wahren Sinne des Wortes zur Person, denn Person und Persönlichkeit benötigen ein Du, um zu sich selbst zu kommen.“ (S. 29)

Das ganze Buch zeigt auf, wie entscheidend es ist, daß die Menschen von Kindheit an zur Entfaltung ihrer Liebesfähigkeit erzogen werden und in gesunde natürliche Bindungen hineinwachsen. Nur dann ist eine gesunde Entwicklung der ganzen Persönlichkeit und im besonderen auch in geschlechtlicher Hinsicht möglich. Die ganze Liebes- und Bindungspädagogik Schönstatts erscheint in den Zusammenhängen, die dieses Buch aufzeigt, in neuem Licht. Dem erschreckenden Tatbestand, daß es heute ein ungeheueres Heer seelisch kranker und sexuell verirrter Menschen gibt, kann nur begegnet werden, wenn auf breiter Basis eine Liebes- und eine Bindungspädagogik durchgeführt wird.

Josef Rattner, Psychologie und Psychopathologie des Liebeslebens. Eine Einführung in die tiefenpsychologische Lehre von Sexualität und Liebe in ihrer gesunden und kranken Erscheinungsweise. Bern: Verlag Hans Huber, 1965, 202 S.
A. Ziegler

Anmerkungen:

Der Beitrag von Weihbischof Heinrich Tenhumberg ist ein leicht überarbeiteter Ausschnitt aus einem Referat auf der Oktobertagung in Schönstatt 1965.

Der Vortrag von Univ.-Prof. Dr. W. J. Revers auf der gleichen Tagung, dessen Abdruck in der Januar-Ausgabe angekündigt worden war, wird voraussichtlich in der Juli-Nummer erscheinen.